This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

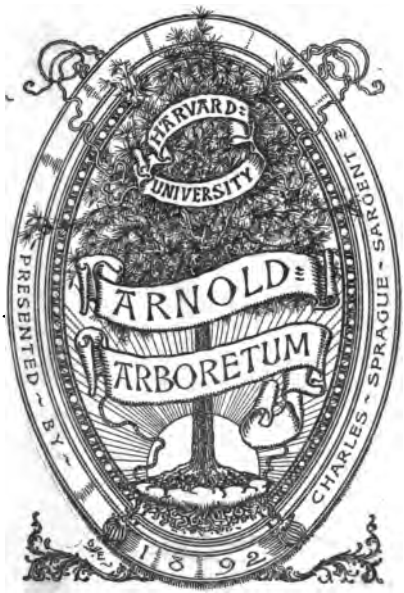
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

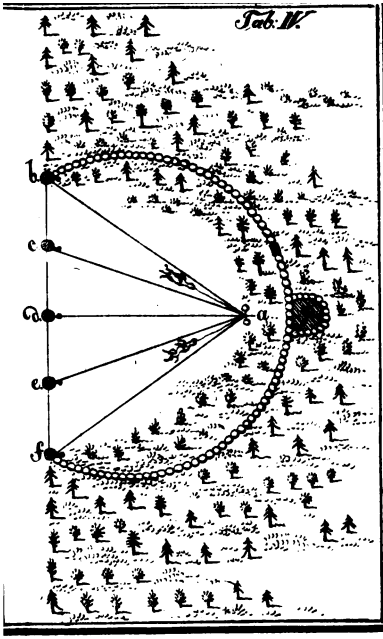
Über Google Buchsuche

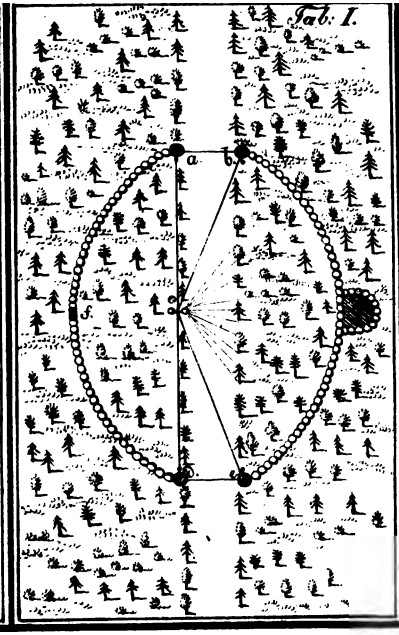
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F 782 Austria
CE/AU/11

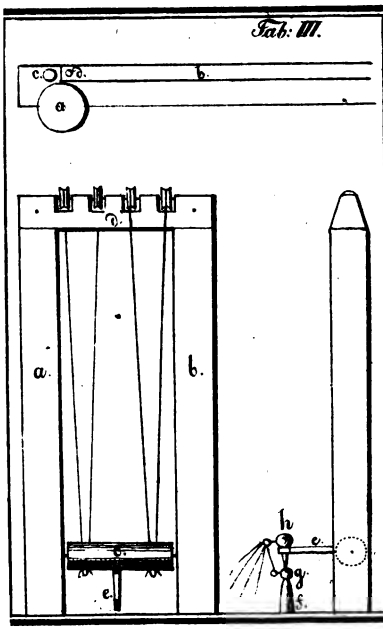


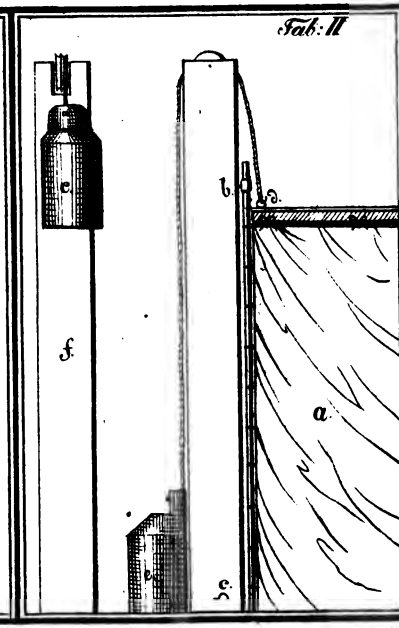
DEPOSITED AT THE
HARVARD FOREST
1941





10. 20. 30. 40. 50. 60. 70. 80. 90. 100. Fus.





1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 Fus.

Forst- und Jagd-Archiv

von und für Preußen.

Herausgegeben

von

Georg Ludwig Hartig,

Königl. Preußischem Ober-Landforstmeister ꝛc.

Vierter Jahrgang.

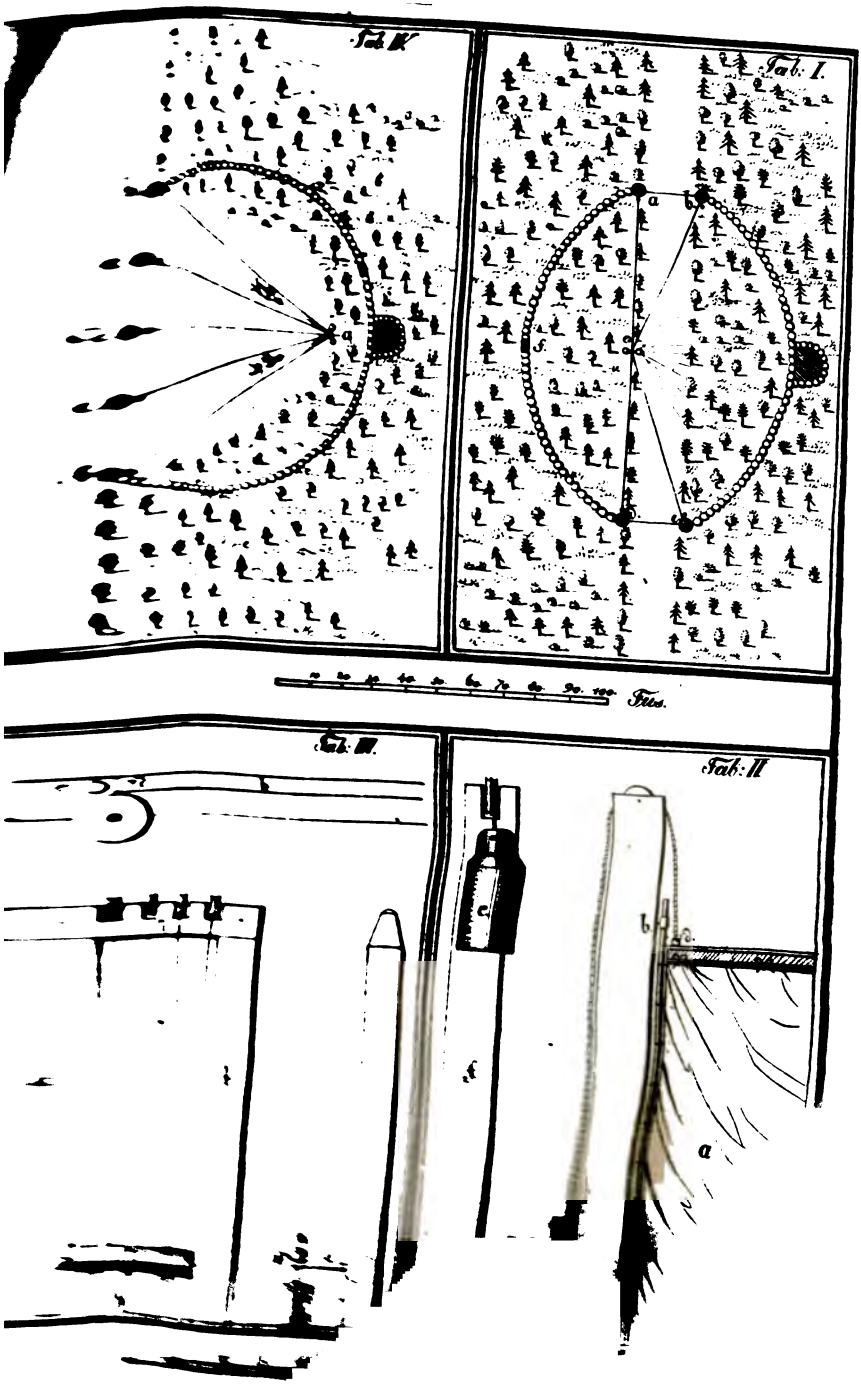
Erstes Heft.

Hierbei eine Zeichnung.

1819.

In Commission bei der Kummerischen Buchhandlung

zu Leipzig.


Tab. IV.
Tab. I.
a
b
c
Tab. III.
Tab: II
c
b
a

[illegible]

[illegible]

[illegible]hrift.

[illegible] inladung
[illegible] bestimme,
[illegible]hen und,
[illegible]ländischen
[illegible]gdliebhaber
[illegible] beim Forst-
[illegible]lehrung ein-
[illegible] angenehme

[illegible] Archive aufge-

[illegible]essante neue Ent-
[illegible]Beobachtungen beim
[illegible]iwesen;
[illegible]schreibungen durch

[illegible]eibungen der Forst-
[illegible] in deutschen und an-

4) Neue, und auch allgemein interessante ältere Forst- und Jagdgesetze, Verordnungen und Instruktionen;

5) Beschreibung merkwürdiger Naturerscheinungen oder Naturseltenheiten beim Forst-, Jagd- und Fischereiwesen;

6) Beschreibung interessanter Hoch- und Niederwaldbestände und ihres Holzertrages;

7) Rügen, z. B. schädlicher Gebräuche, fehlerhafter Einrichtungen und unklüger Forst- und Jagdbewirthschaftungs-Methoden;

8) Interessante Forst- und Jagdneuigkeiten und Anekdoten;

9) Gedichte, in Beziehung auf das Forst- und Jagdwesen;

10) Beförderungen und Ehrenbezeigungen
   a) in Betreff des Preußischen Forstpersonals, vom Oberförster aufwärts;
   b) in Betreff des Auslandes aber nur bei außerordentlichen Fällen;

11) Kurze Lebensbeschreibung berühmter oder bekannter Forstleute und Jäger;

12) Auszüge aus Forst- und Jagdschriften, wovon ich weiß, daß sie nicht allgemein

in, den Händen der Preußischen Forstdienerschaft sind;

13) Anfragen und Beantwortungen, das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen betreffend;

14) Anzeigen von neuen Forst- und Jagdschriften;

15) Recensionen von neuen Forst- und Jagdbüchern, und

16) Vermischte Sachen.

Von diesem Archive wird vierteljährlich ein Heft erscheinen, wenn, wie ich hoffe, das Preußische und ausländische Forst- und Jagdpublikum mich mit Beiträgen unterstützen wird. — Diese Beiträge bitte ich unter der Aufschrift:

An
den Herausgeber des Forst- und Jagd-Archivs von und für Preußen
in
Berlin.

einzusenden, und jeden Aufsatz, der einen besondern Gegenstand betrifft, er mag so kurz seyn, als er wolle, auf ein besonderes Blatt Papier zu schreiben. Auch bitte ich, die gebrauchten Maaße bestimmt und, wo möglich, nach Rheinländischen Fußen ꝛc. anzugeben, auch die Namen, Titel und Wohnorte recht leserlich zu schreiben, und es in einer Nachschrift zu

bestimmen, wenn der Name des Einsenders oder Verfassers im Archive nicht genannt werden soll: Beiträge von Ungenannten können nicht aufgenommen werden, da jeder für die historische Wahrheit seines Vortrages zu haften verbunden ist. — Auch verspreche ich Denjenigen, welche noch nicht genug geübt sind, ihre Erfahrungen so zu Papier zu bringen, wie sie wünschen, daß dieselben dem Publikum vorgetragen werden möchten, ihre Aufsätze umarbeiten zu lassen, ohne jedoch etwas Wesentliches daran zu verändern.

Uebrigens bemerke ich noch, daß man zu jeder Zeit auf dieses Archiv bei der Expedition mit 2 Rthlr. 12 Gr. oder mit 4 Fl. 20 Kr. Rheinisch auf den Jahrgang pränumeriren, und auch die früheren Jahrgänge um diesen Preis erhalten kann. Innerhalb der Grenzen der Preußischen Monarchie wird diese Zeitschrift portofrei abgeliefert.

Berlin, im Januar 1819.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

1) Fortsetzung der Abhandlung über den Waldbau, von dem Forstmeister Herrn Pfeil 1

2) Beschreibung eines neuen Wolfs- und Fuchsfanges . 78

II. Sachen vermischten Inhalts.

Biographie. Johann Adolph Irrwald's Lehrjahre. Vom Herrn Forstmeister von der Borch 113

III. Gedichte.

1) Die Kiefer an die Eiche 163

2) Das Schnepfen-Treiben 167

I.

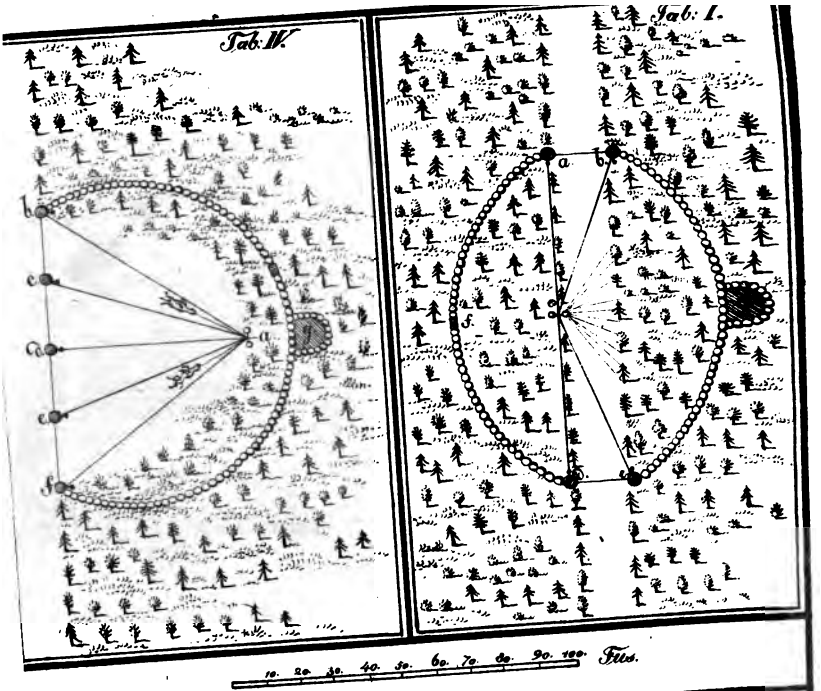
Abhandlungen.

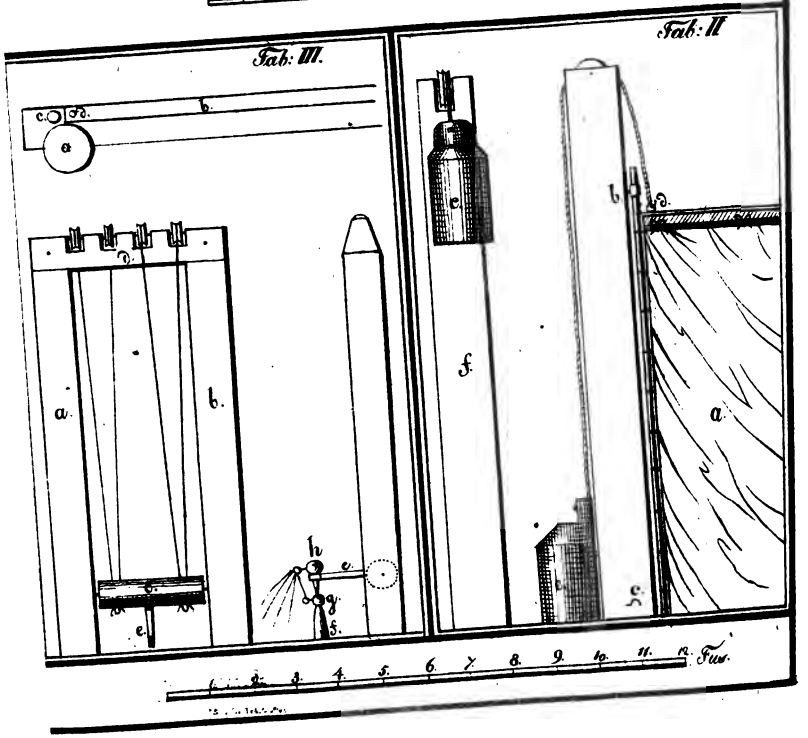
1) Fortsetzung der Abhandlung über den Waldbau, von dem Forstmeister Herrn Pfeil.

Die künstliche Kultur der Kiefer *).

Wenn hier von dem künstlichen Anbau der Kiefer, im Gegensatze der Besaamungsschläge, die Rede ist, so betrifft es allein die Saat. Die Pflanzung ist dem Verf. fremd, obwohl er sie versucht hat; und es würde geradezu der Tendenz dieser Bemerkungen entgegen seyn, wenn sie etwas enthielten, was nicht längere Zeit praktisch geübt und geprüft worden ist. Dieserhalb sollen sie sich allein erstrecken auf:

*) Die verehrten Leser dieses Archives im Auslande werden es verzeihen, daß hier so oft und so viel von der Kieferkultur die Rede ist. Wenn man aber erwägt, daß der preußische Staat mehr als 18 Millionen Morgen Kieferwald enthält, so wird man es sehr natürlich finden, daß davon vorzüglich die Rede ist. Anm. d. Herausg.


Tab: IV.
Tab: I.
a
b
c
d
e
f
10. 20. 30. 40. 50. 60. 70. 80. 90. 100. Fus.


Tab: III.
Tab: II
a
b
c
d
e
f
g
h
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. Fus.

Forst- und Jagd-Archiv

von und für Preußen.

Herausgegeben

von

Georg Ludwig Hartig,

Königl. Preußischem Ober-Landforstmeister ꝛc.

Vierter Jahrgang.

Erstes Heft.

Hierbei eine Zeichnung.

1819.

In Commission bei der Kummerischen Buchhandlung

zu Leipzig.

PRESERVATION MASTER
AT HARVARD

Zweck und Plan dieser Zeitschrift.

Diese Zeitschrift ist — wie ich in der Einladung zur Theilnahme schon bemerkt habe — dazu bestimmt, das Organ zu seyn, wodurch die Preußischen und, wenn es ihnen gefällig ist, auch die ausländischen Forstleute, Waldbesitzer, Jäger und Jagdliebhaber sich ihre Erfahrungen und Bemerkungen beim Forst- und Jagdwesen einander mittheilen, Belehrung einholen, und sich auf eine nützliche und angenehme Art unterhalten können.

Es werden demnach in diesem Archive aufgenommen:

1) Abhandlungen über interessante neue Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen beim Forst-, Jagd- und Fischereiwesen;

2) Belehrende Reisebeschreibungen durch interessante Forste;

3) Gedrängte Beschreibungen der Forstdienstverfassungen in deutschen und andern Ländern;

4) Neue, und auch allgemein interessante ältere Forst- und Jagdgesetze, Verordnungen und Instruktionen;

5) Beschreibung merkwürdiger Naturerscheinungen oder Naturseltenheiten beim Forst-, Jagd- und Fischereiwesen;

6) Beschreibung interessanter Hoch- und Niederwaldbestände und ihres Holzertrages;

7) Rügen, z. B. schädlicher Gebräuche, fehlerhafter Einrichtungen und unklüger Forst- und Jagdbewirthschaftungs-Methoden;

8) Interessante Forst- und Jagdneuigkeiten und Anekdoten;

9) Gedichte, in Beziehung auf das Forst- und Jagdwesen;

10) Beförderungen und Ehrenbezeigungen
   a) in Betreff des Preußischen Forstpersonals, vom Oberförster aufwärts;
   b) in Betreff des Auslandes aber nur bei außerordentlichen Fällen;

11) Kurze Lebensbeschreibung berühmter oder bekannter Forstleute und Jäger;

12) Auszüge aus Forst- und Jagdschriften, wovon ich weiß, daß sie nicht allgemein

in, den Händen der Preußischen Forstdienerschaft sind;

13) Anfragen und Beantwortungen, das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen betreffend;

14) Anzeigen von neuen Forst- und Jagdschriften;

15) Recensionen von neuen Forst- und Jagdbüchern, und

16) Vermischte Sachen.

Von diesem Archive wird vierteljährlich ein Heft erscheinen, wenn, wie ich hoffe, das Preußische und ausländische Forst- und Jagdpublikum mich mit Beiträgen unterstützen wird. — Diese Beiträge bitte ich unter der Aufschrift:

An
den Herausgeber des Forst- und Jagd-Archivs von und für Preußen
in
Berlin.

einzusenden, und jeden Aufsatz, der einen besondern Gegenstand betrifft, er mag so kurz seyn, als er wolle, auf ein besonderes Blatt Papier zu schreiben. Auch bitte ich, die gebrauchten Maaße bestimmt und, wo möglich, nach Rheinländischen Fußen ꝛc. anzugeben, auch die Namen, Titel und Wohnorte recht leserlich zu schreiben, und es in einer Nachschrift zu

bestimmen, wenn der Name des Einsenders oder Verfassers im Archive nicht genannt werden soll: Beiträge von Ungenannten können nicht aufgenommen werden, da jeder für die historische Wahrheit seines Vortrages zu haften verbunden ist. — Auch verspreche ich Denjenigen, welche noch nicht genug geübt sind, ihre Erfahrungen so zu Papier zu bringen, wie sie wünschen, daß dieselben dem Publikum vorgetragen werden möchten, ihre Aufsätze umarbeiten zu lassen, ohne jedoch etwas Wesentliches daran zu verändern.

Uebrigens bemerke ich noch, daß man zu jeder Zeit auf dieses Archiv bei der Expedition mit 2 Rthlr. 12 Gr. oder mit 4 Fl. 20 Kr. Rheinisch auf den Jahrgang pränumeriren, und auch die früheren Jahrgänge um diesen Preis erhalten kann. Innerhalb der Grenzen der Preußischen Monarchie wird diese Zeitschrift portofrei abgeliefert.

Berlin, im Januar 1819.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

1) Fortsetzung der Abhandlung über den Waldbau, von dem Forstmeister Herrn Pfeil 1

2) Beschreibung eines neuen Wolfs- und Fuchsfanges . 78

II. Sachen vermischten Inhalts.

Biographie. Johann Adolph Irrwald's Lehrjahre. Von Herrn Forstmeister von der Borch 113

III. Gedichte.

1) Die Kiefer an die Eiche 163

2) Das Schnepfen-Treiben 167

I.

Abhandlungen.

1) Fortsetzung der Abhandlung über den Waldbau, von dem Forstmeister Herrn Pfeil.

Die künstliche Kultur der Kiefer *).

Wenn hier von dem künstlichen Anbau der Kiefer, im Gegensatze der Besaamungsschläge, die Rede ist, so betrifft es allein die Saat. Die Pflanzung ist dem Verf. fremd, obwohl er sie versucht hat; und es würde geradezu der Tendenz dieser Bemerkungen entgegen seyn, wenn sie etwas enthielten, was nicht längere Zeit praktisch geübt und geprüft worden ist. Dieserhalb sollen sie sich allein erstrecken auf:

*) Die verehrten Leser dieses Archives im Auslande werden es verzeihen, daß hier so oft und so viel von der Kieferkultur die Rede ist. Wenn man aber erwägt, daß der preußische Staat mehr als 12 Millionen Morgen Kieferwald enthält, so wird man es sehr natürlich finden, daß davon vorzüglich die Rede ist. Anm. d. Herausg.

1) die Menge des zu nehmenden Saamens,
2) die Art der Zubereitung des Bodens,
3) die Behandlung der Saat,
4) die Beschützung der Kultur,
5) die zweckmäßige Durchforstung in den frühern Jahren, zur Begünstigung des Wachsthums;
6) Ob reiner Saamen oder Zapfen besser sind?
7) den Kostenbetrag.

1. Ueber die Menge des zu nehmenden Saamens. Die Regeln, nach welchen eine künstliche Kiefersaat vorgenommen werden muß, sind nach den Verhältnissen des Bodens und der örtlichen Umstände eben so verschieden, als die, welche bei den natürlichen Besaamungsschlägen zu beachten sind. Man rechnet, nach Hartig, zu Besaamung eines Magdeb. Morgens auf seiner ganzen Fläche acht bis zehn Pfund geflügelten, oder 7 bis 8 Pfund abgeflügelten Saamen, oder 8 bis 10 Berl. Schfl. Zapfen, da derselbe etwas mehr als einen Berliner Scheffel Zapfen auf ein Pfund Saamen annimmt. Burgsdorf verlangt zur vollständigen Besaamung eines Morgens Fläche 12 Schfl. Zapfen und, da er den Scheffel zu einem Pfunde Saamen berechnet, eben so viel Pfund. Dagegen eifert Kropf, indem er 7 — 8 Berliner Scheffel oder eben so viel Pfund für hinlänglich hält. In der Instruktion zur Holzkultur in den preußischen Staaten sind 6 — 10 Scheffel, oder 7 — 8 Pfund geflügelter, oder 6 — 7 Pfund rein abgeflügelter Saamen als hinlänglich angegeben. Cotta

verlangt 11 Schfl. Zapfen, oder so viel Pfd. reinen Saamen. Bei der Rinnensaat verlangt Burgsdorf, wenn sie mit der Schaufel geschiehet, 5 Schfl., wenn sie mit der Hand ausgestreuet wird, 3 Schfl. oder 3 Pfd. reinen Saamen, was Kropf aber nicht für genügend hält, indem *) er bei dieser Saat immer 7½ Schfl. oder 7½ Pfd. nöthig glaubt.

Wenn man sich nicht vorher über den Boden, in welchen die Saat gemacht werden soll, und über die Umstände, unter denen sie Statt findet, einiget; so ist es in der That sonderbar, über die Menge des erforderlichen Saamens zu streiten, vorzüglich, da hierbei Alles auf die Art der Behandlung der Saat ankommt, indem es z. B. einen wesentlichen Unterschied macht, ob mit der Schaufel, oder mit der Hand gesäet wird, im ersten Falle vielleicht einige Scheffel Kiehnäpfel mehr verwendet werden, als im letztern; oder ob die Rinnen sehr breit, und die Kämme ganz schmal gemacht werden, wo natürlich mehr Saame verwendet wird, als wenn das Gegentheil Statt findet. Man wird gewiß, wenn ein Magdeb. Morgen in Rinnen gehackt ist, bei vollkommen gutem Saamen, gutem Boden und sorgfältiger Vertheilung der Zapfen, denselben oft mit drei bis vier Schfln. berliner Maaß genügend besäen können, während unter andern Umständen der Fall eintreten kann, daß 10 und 12 Schfl. nicht zu viel sind. Bei der Bestimmung der Saamenmenge hat man vorzüglich Rücksicht zu nehmen:

*) Ob vier Saamenbäume immer 7½ Schfl. Zapfen haben und dieser oben so gleich vorhalte wird, als bei der künstlichen Saat? —

a) auf die mehrere oder wenigere Güte des Saamens, sei es in Zapfen, oder sei es reiner Saamen;

b) auf die geringere oder größere Güte des Bodens;

c) auf die Wahrscheinlichkeit, von naheſtehenden Saamenbäumen irgend eine Art Unterſtützung durch natürlichen Anflug zu erhalten;

d) auf die Art der Zubereitung des Bodens, und die Art der Ausſaat;

e) auf die größere oder geringere Gefahr, welcher die Saat, durch ſaamenfreſſende Thiere, ausgeſetzt iſt;

f) auf die größere oder geringere Gefahr, welcher die Schonung, in Hinſicht der Beſchädigung der Pflanzen durch Thiere, ausgeſetzt iſt.

Unter Umſtänden, wo die Saat weder durch beſondere Einwirkungen erſchwert, noch durch andere vorzüglich günſtige Verhältniſſe ausgezeichnet begünſtigt wird, rechnet der Verf., daß acht Berl. Schfl. Zapfen für den Morgen Preußiſch oder Magdeb., wenn ſie mit der Hand geſäet werden, bei der Rinnenſaat, wo zwei Drittel des Bodens zum Beſäen wund gemacht ſind, vollkommen hinreichen. Man erhält von dieſer Saamenmenge, in der Regel, ſo viele Pflanzen, daß der gewöhnliche Abgang ohne Nachtheil beſtritten werden kann, und ſie iſt gewiß ſehr reichlich. Wenn aber angenommen wird, daß man eben ſo viel Pfund reinen Saamen nehmen müſſe, als Schfl. Zapfen, wie man dies gewöhnlich angegeben findet, ſo iſt dies ein Irrthum; denn nie bedarf man ſo viel reinen Saamen, als im Verhältniſſe Zapfen, vorausgeſetzt, daß er ganz gut iſt, was ſich praktiſch leicht beſtimmen läßt. Wir wollen nicht darüber ſtreiten,

ob im Berliner Schfl. Ein Pfund Saamen oder mehr ist, (denn dies thut eigentlich nichts zur Sache, und es wird sich auch selten ganz gleich bleiben), sondern nur darauf aufmerksam machen, daß es unmöglich ist, die Vertheilung des Saamens bei der Zapfensaat so gleichmäßig zu bewirken, als bei der Saat des reinen Saamens leicht geschehen kann, und daß deshalb, wenn man nicht beträchtliche leere Stellen will entstehen lassen, auch bei jener eine größere Saamenmenge angewendet werden muß. Man wird bei ihr immer an vielen Stellen eine größere Menge überflüssiger Pflanzen erhalten, was in der Natur der Saat liegt, auch selbst dann, wenn sie sehr dünn gemacht wird; und diese fehlen wieder an andern Orte, wo sie ersetzt werden müssen. Ein jeder überzeuge sich von der Richtigkeit dieser Behauptung bei irgend einer Saat. Wenn die Zapfen auch noch so sorgfältig mit der Hand ausgesäet und, so viel als möglich, gleich vertheilet werden, so fallen doch gewöhnlich zwei bis drei Zapfen zusammen, da sie fortrollen und in einer kleinen Vertiefung, oder bei etwas, das ihren Lauf aufhält, liegen bleiben; was man auch mit allem Lehren und Wenden nicht ändern kann, wenn man sie nicht alle einzeln legt. Dies ist noch mehr merklich und nachtheilig, wenn sie mit der Schaufel gesäet werden, wo die richtige Vertheilung ganz unmöglich wird, da sie auch bei der größten Geschicklichkeit zusammen fliegen; weshalb der Verfasser die Anwendung derselben auch nie gestattet. Wäre dies aber auch nicht, so, fällt doch der Saame aus einem jeden Zapfen ganz auf die Stelle hin, wo dieser liegt, und es kommen da, wo nur Ein Saamenkorn liegen sollte, oft 20 und mehr

Körner hin, welche im ersten Jahre stellenweis aufgehen, und schon im zweiten zum Theil verdorren müssen. Sie mit Kehren, Rechen, oder auf eine andere Art gleichmäßiger vertheilen zu wollen, ist ganz unmöglich. Wird aber der reine abgeflügelte Saame mit Vorsicht von einem geübten Säemanne gesäet, so kann er, wie jede andere Sämerei, ganz gleichmäßig und regelmäßig vertheilt werden. Zwanzig Saamenkörner, auf einen □ Fuß gesäet, bilden gewiß eine ziemlich dichte Saat, aber ein Zapfen auf derselben Fläche eine sehr dünne. Deshalb wird, wenn man eine Schonung überall gleichmäßig in Bestand bringen will, bei der Zapfensaat mehr Saamen erforderlich seyn, als bei der des reinen Saamens.

Der Verf. giebt zu, daß die von ihm gewöhnlich bestimmte Saamenmenge von acht Schfl. Zapfen für den Morgen, bei gehöriger Vertheilung, immer noch zu viel ist; er würde auch bei Saamenmangel weniger nehmen, indem die davon gezogenen Pflanzen oft beweisen, daß des Saamens zu viel war; allein er nimmt gewöhnlich deshalb nicht weniger, weil der Verlust von einigen Schfln. Zapfen nicht gegen die Gefahr in Betracht kommen kann, bei vielen schlechten Zapfen, bei dem Auflesen des Saamens durch Thiere, bei etwaniger Dürre u. s. w. Mangel an Pflanzen zum gehörigen Besatze der Schonung zu erhalten, da die spätern Nachbesserungen so schwierig sind und bei aller Vorsicht viel seltener gelingen, als die erste Hauptsaat; weshalb sie auch so viel als möglich zu vermeiden sind. Es ist wohl möglich, daß bei einer Saamenmenge von drey Schfln. Zapfen, oder zwey Pfd. reinen Saamens bei der Rinnensaat — ja,

bei dem Strecken und Fällen des Stammes noch weniger — zu einer vollkommen gut bestandenen Schonung hinzeichen können; allein es ist nicht rathsam, sich bei der Bestimmung der Saamenmenge auf diese geringe Quantität zu beschränken; da Einer der so häufig eintretenden ungünstigen Umstände hinreicht, dann einen schlecht bestandenen Ort zu verursachen. Der praktische erfahrene Forstwirth, dem bei der Kultur alle Umstände bestimmt und klar vor Augen liegen, kann, wenn er diese durchaus für günstig hält, in den einzelnen passenden Fällen wohl an Saamen zu sparen suchen; nicht so der Dirigent einer großen Forstwirthschaft, welcher immer ungünstige Verhältnisse, wenigstens zum Theil, voraussetzen muß, und welchem es obliegt, allgemeine Grundsätze über die im Ganzen anzuwendende Saamenmenge festzusetzen. Dieser darf nie auf die geringstmöglichste Quantität Rücksicht nehmen, sondern muß immer die größere festsetzen; denn der zu dünne Bestand ist schädlicher, als der zu dichte, weil man die Nachtheile des letztern leichter abzuändern im Stande ist, als die des erstern.

d) Die größere oder geringere Güte des Saamens, sowohl in Zapfen, als ausgeklengt, kann der praktische Forstmann leicht erkennen. Der Saame ist sich an Güte selten ganz gleich, und, so wie man bei dem Obste oder bei den Eicheln oft viele taube und unreif abfallende Früchte hat, so giebt es auch bei der Kiefer zu manchen Zeiten viele schlechte und taube Zapfen, in denen nur wenig oder gar kein Saame vorhanden ist. Das äußerliche Ansehen derselben giebt darüber gewöhnlich hinlängliche Auskunft, sobald man nur weiß,

daß die Zapfen nicht auf Bäumen unter 25 Jahr alt gewachsen sind, in welchem Fall der Zapfen oft seine vollständige Ausbildung erhalten zu haben scheint, ohne doch keimfähigen Saamen zu enthalten. Bei dem auf älterem Holze gewachsenen Saamen erkennt man die Tüchtigkeit des Saamens schon an der gehörigen Größe des Kiehnapfels, welcher die Länge von zwei bis zwei und einem halben Zoll haben soll, vorzüglich aber an der vollkommenen Ausbildung der Schuppen. Diese bilden jedes Mal, wenn ein tüchtiges Saamenkorn darunter befindlich ist, eine beträchtliche Erhöhung, oder einen erhabenen Buckel. Zugleich muß sich dabei schon im Monat November die Abtheilung der Schuppen deutlich zeigen. Da, wo der Kiehnapfel aus einer steifen Masse zu bestehen scheint, vorzüglich aber, wo das Harz zwischen den Schuppen hervordringt, ist wenig auf guten Saamen zu rechnen. Die Kiehnäpfel von 50—60jährigem Holze sind indeß immer größer, als die von älterem, obgleich von letzterem der Saame eben so gut ist; und vorzüglich die einzeln stehenden, der Sonne und Luft überall ausgesetzten Sträucher haben in der Regel sehr große Zapfen. In diesen sind beinahe immer die obersten und untersten ohne Saamenkörner, und diese befinden sich gewöhnlich in der Mitte. Die in dichtem Schlusse stehenden Bäume haben gewöhnlich nur in dem obersten Wipfel tüchtigen Saamen. Verwachsene und krumm gebogene Zapfen taugen in der Regel nichts.

Es scheint hier der Ort zu seyn, etwas über die, von mehreren Schriftstellern angegebene, Reife des

Saamens zu bemerken. Hartig, in seinem Lehrbuche für Förster, setzt sie Ende Oktobers, Bechstein gleichfalls im Oktober, Burgsdorf vier Wochen früher, Anfangs Oktobers, Krause und Jester gleichfalls Oktober. Dagegen sagt v. Kropf in seinem System und Grundsätzen:

„Ich räume ein, daß die Kiehnäpfel und ihr Saamen bereits im Oktober des zweiten Jahres ihres „Wachsthums ihre vollkommene Größe und Ausbildung erreicht haben. Es ist aber wider das Gesetz „der Natur und gegen die Construktion (?) der Kiehnäpfel, hierunter zugleich die Vollkommenheit der Reife „des Saamens verstehen zu wollen; letztere soll erst „nach eingetretenem Froste erreicht werden."

Nach der Meinung des Verf. dieses Aufsatzes, ist, wie bei allen Früchten, auch bei der Kiefer die Zeit der Reife des Saamens nicht ganz gleich, und bald reift er etwas früher, bald etwas später, je nachdem die Witterung warm oder kalt, trocken oder naß war. Auf jeden Fall aber kann man annehmen, daß Anfang oder Mitte Novembers aller Kiefersaame vollkommen reif ist, wogegen dies zu Anfang Oktobers oft noch nicht der Fall ist. Bei Kiefern in rauher Lage und bei kaltem Sommer, hat eine sorgfältige Untersuchung gelehrt, daß der Saame zu dieser Zeit durchaus noch nicht reif war; und ein solcher Lehrsatz, wie ihn Herr v. Burgsdorf ausspricht, kann also unter gewissen Bedingungen allerdings sehr gefährlich werden, abgesehen davon, daß es eine vollkommen praktische Bemerkung ist, daß der Kiehnapfel viel leichter

springt und daher besser zum Säen und zum Ausklengen ist, wenn er später gepflückt wird und, wo möglich, schon einen Frost auf dem Baume erhalten hat. Dagegen ist es eine sonderbare Erkenntniß der Gesetze der Natur, daß der Frost die eigentliche Reife des Saamens bewirken soll, da sich nicht füglich die Verbindung erklären läßt, in welcher beide mit einander stehen. Reif ist der Saame, wenn er seine vollkommene Keimfähigkeit erhalten hat. Diese, d. h. die Kraft, den Embryo einer neuen Pflanze zu entwickeln, erhält er, sobald alle Theile des Saamenkorns vollkommen ausgebildet und entwickelt sind, sein Organismus beendigt ist. Zu dieser Ausbildung und Entwikkelung kann aber wohl der Frost nicht beitragen, da er das organische Leben der Pflanze hemmt und stört. Wir haben wohl Beispiele, daß Früchte, wie Schlehen, durch den Frost genießbarer werden — was am Ende zu dieser paradoxen Idee die Veranlassung gegeben hat —; aber reif werden sie gewiß dadurch nicht, und der Beweis davon müßte in der Pflanzenphysiologie ganz neue Ansichten entwickeln, welche die, „dem Forstmanne so nöthigen physikalisch-botanischen „Kenntnisse" sehr vervollkommnen würden.

Die Reife des Zapfens erkennt man daran, daß die grüne Farbe desselben in die graue übergeht, und sich nicht mehr bloß auf die Buckel erstreckt, sondern auch die ganzen Schuppen färbt. Das Saamenkorn selbst giebt seine Vollendung durch die dunkle braune Farbe, so wie dadurch zu erkennen, daß die vorher geldliche und lockere Masse vollkommen weiß wird, und ein festes

nachtheiliches Wesen bildet. Es wäre gleich, ob man, nach den übrigen Forstschriftstellern, schon in der Mitte Novembers, oder, nach Hrn. v. Kropf, erst im Januar pflückte, wenn die spätere Abnahme des Saamens nicht vielerley Unbequemlichkeiten und Nachtheile mit sich führte. Es ist ohnedies oft schwer genug, die erforderliche Menge Zapfen zu erhalten, auch wenn man mit dem Pflücken schon frühzeitig anfängt, häufig aber ganz unmöglich, wenn man erst so spät beginnt. Im Januar und Februar tritt gewöhnlich der härteste Frost ein; die Bäume und Schläge sind mit Schnee bedeckt, und die Leute sind dann nicht zum Pflücken zu bewegen; was auch oft bei dem besten Willen nicht möglich ist. Es bleibt denn nur der Monat März zum Einsammeln übrig, da Ende oder Mitte März oft schon Saame abfliegt; und man hat dabei noch die Unannehmlichkeit, den Saamen von den in den Schlägen gefällten Bäumen zu verlieren, weil die Berechtigten die Zapfen nehmen, was man ihnen nicht bis zum März wehren kann.

b) Die größere oder geringere Güte des Bodens kommt ebenfalls sehr in Betrachte bei der größern oder kleinern Menge des anzuwendenden Saamens, obgleich eine Bestimmung hierin sehr schwierig ist, da es von schwer zu bestimmenden Umständen abhängt, ob auf diesen wenig oder viel Saamen genommen werden muß. Daß auf schlechtem Boden das Holz nicht zu dick stehen muß, wenn es nicht allen Zuwachs verlieren soll, ist jedem denkenden Forstmanne bekannt; und die Schlußfolge, daß man nicht zu dick säen darf, ergiebt sich daraus

von selbst. Dagegen wird aber auch niemanden fremd seyn, daß die Saaten auf schlechtem Boden häufig mißlingen, weil der Saame bei trockener Witterung entweder gar nicht aufgehet, oder, häufiger noch, weil die jungen Pflanzen nach dem Aufgehen bald wieder vertrocknen. Eine Nachbesserung erreicht dabei sehr selten den gewünschten Zweck, einen dichteren Bestand zu erhalten, indem der entblößte, noch mehr ausgetrocknete, Boden die Hoffnung dazu immer mehr verringert. Man muß daher alles anwenden, um gleich viele Pflanzen zu erhalten, so, daß noch hinreichend übrig bleibe, auch wenn eine Menge davon eingehet. Deshalb kann man auch wieder mit Recht rathen, dick zu säen. Die Erfahrung läßt in dieser Hinsicht ungefähr Folgendes rathen:

Auf gebundenen Sandschollen, wo der Saame der Verschüttung nicht mehr ausgesetzt ist, säe man dünn, weil von solchem bekannt ist, daß die Pfahlwurzel der jungen Pflanze, bei dem lockern Boden, sogleich tief eindringt, weil er die Feuchtigkeit sehr bewahrt, und deshalb die einmal vorhandenen Pflanzen sich leicht erhalten, auch der Saamen auf ihm gern aufgehet. Der Wuchs der Kiefern ist auf ihnen anfangs gut, stockt aber bald ganz, wenn sie zu dicht stehen.

Auf magerm, abgesäetem, zu Forst bestimmtem Acker, säe man ganz dünn; denn hier gehet der Saame zwar leicht auf, und erhält sich bei der obern lockern Schicht die ersten Jahre gut, der ganze Bestand bleibt aber oft ohne Zuwachs, und stirbt wohl gar mit 50 — 60 Jahren wieder ab, wenn er sehr dick stehet, worüber

in unseren Gegenden, vorzüglich wenn das Streurechen sehr überhand genommen hat, überall Erfahrungen vor Augen liegen *).

In mitternächtlichen Lagen säe man dünner, als in mittäglichen, und eben so wende man bei Distrikten, welche eben erst den Schatten verloren haben, weniger Saamen an, als bei solchen, welche schon lange blank lagen und dem Ausdörren der Sonne ausgesetzt waren.

Bei solchen, wo dies der Fall ist, und welche zugleich Bergschmielen und ähnliche Unkräuter im Boden haben, säe man dagegen dick, und vermeide, wo möglich, alles Nachbessern, weil es selten gelingt. Erhält man durch günstige Umstände mehr Pflanzen, als man wünscht, so komme man dem Zuwachse lieber bei Zeiten durch das Ausraufen der jungen Pflanzen zu Hülfe **). Nur Erfahrung und genaue Bekanntschaft mit den örtlichen Verhältnissen können hierin vollkommen zweckmäßige Maßregeln an die Hand geben, da hier bloß allgemeine Andeutungen Statt finden können, deren öfters nöthige Berichtigung der Verf. weit entfernt ist ableugnen zu wollen. In gutem Boden, unter günstigen Verhältnissen, wo man des Aufgehens des Saamens und der Erhaltung der Pflan-

*) Auf den mageren Boden weniger, als die gewöhnliche Aussaat zu nehmen, dürfte zu viel gewagt seyn. Findet man, daß der Bestand zu gedrungen steht, so läßt sich diesem Uebel bald abhelfen.

**) Dies Vereinzeln durch Ausraufen dürfte wohl gut, aber im Großen nicht auszuführen seyn. A. d. Herausg.

zen gewiß ist, wäre es thöricht, mehr Saamen zu verschwenden, als gerade nöthig ist, um den erforderlichen Bestand hervorzubringen; und hier kann man oft mit der geringsten Saamenmenge auskommen. Schlägt die Erwartung ja fehl, so ist die Nachbesserung, wenn nicht zu üppiger Graswuchs Statt findet, gewöhnlich nicht so schwierig, daß man sie sehr zu fürchten Ursach hätte.

c) Ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, von einer nahe stehenden Saamenwand, oder von den auf dem Schlage stehenden Saamenbäumen Unterstützung zu erhalten, so kann man natürlich schwächer säen, als wenn dies nicht der Fall wäre. Vergessen muß man aber dabei nicht, die Stellen, wo der Saame nicht so leicht hinfliegt, z. B. unter der Traufe der Saamenbäume, und, wenn der Schlag groß ist, an der von der Saamenwand entferntesten Seite, als diese Unterstützung nicht genießend zu beachten, eben so wie man aufmerksam darauf seyn muß, ob in den nächsten beiden Jahren daselbst Saamen seyn wird, oder nicht, u. s. w.

d) Von der Art der Zubereitung des Bodens und der Aussaat hängt, in Hinsicht der Bestimmung der Saamenmenge, gleichfalls sehr viel ab. Es ist dabei nicht die Rede davon, ob der Boden platz- oder rinnenweise gehackt oder gar zur Vollsaat ganz aufgepflügt wird; denn wie sehr dies die nöthige Saamenmenge bestimmt, ist zu sehr bekannt, als daß es erst einer Erwähnung bedürfte. Nein, nur die Art, wie die Rinnen und Plätze gehackt und die Furchen gepflügt werden, wollen wir hier berücksichtigen.

Es macht einen wesentlichen Unterschied, ob die Rinnen Einen Fuß breit und zwei Fuß von einander entfernt, oder umgekehrt, zwei Fuß breit und Einen Fuß entfernt, gehackt werden. Im letztern Falle wird man gewöhnlich beinahe noch einmal so viel Saamen verwenden, als im erstern; ob es gleich gerade nöthig wäre, da die Saamenmenge eigentlich ziemlich dieselbe bleiben könnte. Eben dies gilt, wenn die Fläche größer und vielleicht 4 Fuß im Verband gemacht werden, gegen einen fünffüßigen Verband und kleinere Plätze. Die Art der Aussaat ist ebenfalls sehr einflußreich auf die Menge des nöthigen Saamens. Hat man geübte und vernünftige Leute, welche die Zapfen einzeln auf jede bestimmte Stelle fallen lassen, so braucht man nur halb so viele, als wenn sie ohne Ordnung und Vorsicht, wohl gar mit der Schaufel, geworfen werden.

c) Die größere oder geringere Gefahr, welcher der Saamen ausgesetzt ist, von saamenfressenden Thieren aufgelesen zu werden, bestimmt ebenfalls sehr die Menge, welche man zu nehmen nöthig hat. An Vorbergen eines Gebirgrückens, wo gewöhnlich im Frühjahr viele Vögel einfallen, in der Gegend, wo viele Mäuse, Finken, wilde Tauben u. d. gl. sind, muß man immer die Saat dichter machen, als da, wo dies nicht zu fürchten ist.

d) Endlich aber entscheidet in dieser Hinsicht auch noch die Gefahr, welcher der junge Anflug ausgesetzt ist. Hat man viele Nähe, welche die jungen Kiefern vorzüglich

verbessern, viel Dammbild in der Gegend, wo die Saat gemacht wird, so säe man ja so dick, als möglich, damit man immer junge Pflanzen bei der Hand habe, welche die beschädigten bald ersetzen können, da dies durch Nachbesserungen selten oder nie möglich ist.

Der Leser verzeihe mir diese weitläuftige Behandlung eines an und für sich nicht sehr wichtigen Gegenstandes. Sie fand Statt, um von neuem darauf aufmerksam zu machen, wie unendlich mannigfaltige Abänderungen gewöhnlich solche allgemeine Vorschriften nach den verschiedenen örtlichen Verhältnissen erleiden können.

Ueber die Art der Zubereitung des Bodens läßt sich nur dann ein bestimmter Rath geben, wenn man diesen nach seiner Beschaffenheit sondert. Man kann dies nicht zweckmäßiger thun, als es Cotta in seinem Waldbaue, vierzehntes Kap. der ersten Ausgabe, gethan hat; und da dieses vortreffliche Buch gewiß schon in jedermanns Händen ist, oder doch seyn sollte, so soll dergestalt darauf Bezug genommen werden, daß das dort so zweckmäßig Gesagte hier überall gilt, und der Verf. bloß seine dabei gemachten Erfahrungen jedes Mal hinzufügt; denn etwas, das er gewiß nicht besser und zweckmäßiger sagen würde, zu wiederholen, ist nicht seine Sache. §. 15. A.

„Ein Waldboden mit Laub oder Nadeln, oder auch mit solchen Moosarten, welche sich leicht mit dem Rechen bis an die Erde wegnehmen lassen, kann in der Regel bei einer vernünftigen Bewirthschaftung nicht zur künstlichen Holzsaat kommen; denn er setzt dicht bestandenes Oberholz voraus, und würde daher durch Saamenschläge wieder in Bestand zu bringen seyn. Um in Hinsicht der

angerathenen Hinwegschaffung des Mooses bei Samenschlägen, in einzelnen Fällen keine Mißdeutung zu begünstigen, ist Folgendes zu bemerken. Moosarten und Flechten in Kieferforsten, welche leicht mit dem Rechen wegzuschaffen sind, begünstigen, bei schlechtem Boden, oft den Anflug mehr, als sie ihn verhindern; indem das Saamenkorn zwischen ihnen leicht Wurzel faßt, und die Feuchtigkeit durch sie mehr in dem Boden erhalten wird. Der Blick des erfahrenen Forstmannes wird leicht über ihre Schädlichkeit, oder über ihren Nutzen entscheiden; zur Regel dient übrigens dabei, daß man es läßt, wo man schon mehrere junge Pflanzen in ihnen antrifft, es aber da wegnimmt, wo keine dergleichen in ihm vorhanden sind, die sich dagegen an blanken Stellen in demselben Holze zeigen. Künstliche Saat kann man aber auf mit Moos bedecktem Boden, wenigstens mit Zapfen, allerdings nicht machen. Hier wird es vielleicht gut seyn, den dazu bestimmten Distrikt, wozu in Kieferforsten gewöhnlich Gelegenheit ist, zum Streurechen aufzugeben, und, wenn er gehörig zubereitet ist, lieber eine nicht zu dichte Vollsaat zu machen.

§. 116. 117. B. Bei der von Cotta vorgeschlagenen Behandlung eines Bodens, welcher mit dünnem Grase, schwacher Heide und andern Kräutern zwar bewachsen ist, jedoch nur so, daß er nicht verschlossen und nicht zu sehr mit Wurzeln durchwachsen ist, würde man vielleicht Folgendes bemerken können. Das angerathene Ueberegen mit einem Dornstrauche ist, nach des Verf. praktischer Erfahrung, selten oder nie anwendbar, und den zu cultivirenden Distrikten eben so selten von Nutzen. Man

möchte sich selbst fragen, wie diese Idee in allen Vorschriften, welche von der Kultur der Kiefer handeln, fortgesponnen werden konnte, — da sie doch in der Erfahrung gewöhnlich unausführbar erscheint, und man muß wirklich glauben, daß dies von dem praktischen Scheine herrühret, den sie hat, und den sie, sonderbar genug, bei ihrem unpraktischen Wesen so lange erhält *). Wenn man diese sogenannte Strauchegge näher untersucht, so wird man finden, daß sie ein schwerfälliges, ungeschicktes Ding ist, welches man beinahe gar nicht handhaben kann. Will man nur einige leichte Dornsträucher nehmen und diese auf einander binden, um mit ihnen den Boden zu überschleppen, so ist dies von gar keiner Wirkung; denn diese fahren über ihn hin, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen. Will man eine beträchtliche Quantität Dornen zusammenhäufen, sie zusammen binden und gar mit Steinen beschweren, ohne welche diese Maschine bei dem sperrigen Wesen der Dornen, sehr unbehülflich und unbrauchbar seyn würde, so haben die hervorstehenden Dornen und Aeste zu wenig Stärke, um dem Drucke zu widerstehen, und sich nicht bald abzuschleifen. Die Maschine ruhet nun nicht, was das Charakteristische einer Egge ist, mit hervorstehenden Spitzen auf dem Boden, welche das, was sie von kleinen beweglichen Er-

*) Der Schleppebusch ist auch, nach meiner Erfahrung, ein nur vollkommenes Werkzeug. Eiserne Eggen und Harken sind viel besser. Nur wenn man diese nicht haben oder nicht anwenden kann, ist der Schleppebusch zulässig. Er muß dann aber aus recht trockenen sperrigen Aesten, die eines Fingers dick und dicker sind, zusammengesetzt seyn. A. d. Herausg.

genständen auf denselben treffen, durchlassen, in die Erde eingreifen und sie verwunden, sondern mit den sich bald abschleifenden glatten Aesten, welche, dicht aufgedrückt, nichts durchlassen und entweder einen Berg von Aesten, Abraum u. dgl. vor sich aufhäufen, über den sie fortwährend gehoben werden muß, wo er dann liegen bleibt; oder, wenn dies fest aufliegt, so schleift sie, wenig Wirkung thuend, über dasselbe hinweg. Dem Grase, der Heide und anderem Unkraute thut sie gar nichts. Dabei ist diese Strauchegge, ihrer anscheinenden Einfachheit ungeachtet, in der Anwendung viel schwieriger zu handhaben, als das complicirteste Instrument; denn ohne Unterlaß setzt sich ihrem Fortgehen etwas entgegen. Bald zerreißt sie; bald fällt das, womit sie beschwert ist, herunter; bald kommt ihr ein Stock oder Stein in den Weg; bald muß sie gehoben, bald soll sie niedergedrückt werden; und gewiß hat man sie noch nie die Erwartungen erfüllen sehen, welche man sich von ihr macht. Diese Erfahrungen bestimmen den Verf., das hier von Cotta vorgeschlagene Eggen eines solchen Bodens mit einem Dornstrauche, als den vorgesetzten Zweck nicht erfüllend, zu verwerfen, und es höchstens als Versuch, um sich zu überzeugen, daß diese Einwürfe dagegen gegründet sind, anzurathen. Sogar für die Anwendung der gewöhnlich eisernen Egge, obgleich diese wohl zweckmäßiger ist, kann er nicht immer, bei diesem Boden, stimmen, wenn es nicht eine Blöße ist, welche man zu kultiviren hat. Jeder Stock oder Stubbe, jeder Stein, jede Wurzel, legen bei der Wundmachung so viele Hindernisse in den Weg, daß sie nur sehr unvollkommen erfolgen kann. Stehen dabei die Eggezin-

ken weit auseinander, so wird sehr viel Boden roh bleiben, und der wenigste Saame den verwundeten Boden fassen; sind sie enge, so sammeln sich immerfort so viele bewegliche Dinge zwischen ihnen, daß sie die Verwundung immerwährend hindern.

Ein anderes ist es freilich, wo die Blöße ganz kahl und rein ist, und wo man über das Kreuz regelmäßig eggen kann, denn hier kann dadurch der vorgesetzte Zweck vollkommen erreicht werden. Ist das nicht der Fall, so wird das Aufrechen des Bodens mit eisernen Rechen durch Menschenhände — wo man es anwenden kann — immer das Beste seyn. Das Reinigen jeder künstlich zu kultivirenden Kieferforstung von Stubben muß, wenn durch das Rodeholz nur einigermaßen die Rodekosten gedeckt werden, immer am ersten erfolgen; und man versäume es ja nicht! Durch das Ausgraben der Stöcke wird, wenn nur ein einigermaßen guter Bestand von altem Holze auf der anzubauenden Fläche war, nicht bloß ein sehr großer Theil derselben wund gemacht, sondern der Graswuchs und das Emporkommen des Unkrauts wird auf den gerodeten Stellen gänzlich vernichtet, und man erhält zugleich eine Menge ordentlich violtes Land, welches natürlich für den Wuchs des auf diesen Orten wachsenden Holzes sehr vortheilhaft ist. Dabei ist der für viele Gegenden so sehr große Vortheil, daß für die Folge, wenn die Schonung gut und dicht mit jungem Holze bestanden ist, durch das Ausgraben des Kienholzes auf diebische Weise, welches in den Dickigten oft gar nicht zu verhindern ist, kein Schade geschehen kann. Die Klafter kienigen Stockholz für die Theerschwelerey, wird

in den vom Verf. administrirten Forsten, auch selbst von ganz frischem Holze, zu drei Rthlr. reines Holzgeld, ausschließlich aller Rodungs- und Zugutmachungskosten genutzt. Die Klafter bloß zum Feuern, vorzüglich für die Ziegeleien brauchbaren Holzes, kostet 1 Rthlr. 8 Gr. bis 2 Rthlr. 16 Gr.; und da die Rodungskosten 16 Gr. für die Klafter betragen, so bleibt für die Kasse noch eben so viel an reiner Holznutzung übrig. Es ist zwar nicht zu bestreiten, daß die wenigsten Gegenden, wo große Kieferforsten sind, diesen Ertrag des Stockholzes geben und den Verkauf zu diesem Preise gestatten werden; allein in solchen, wo künstliche Kulturen überhaupt nöthig und zweckmäßig sind — denn wer würde daran in solchen Waldwüsten denken, wo das Holz gar keinen Werth hat und also auch das Kulturkapital keine Zinsen bringt! — kann man es, größten Theils, wenigstens so hoch nutzen, daß die Rodungskosten gedeckt werden, und es ist oft bloß Gewohnheit und Vorurtheil, dies nicht zu thun. Eine gewöhnlich anwendbare und oft sehr vortheilhafte Art der Benutzung ist das Verkohlen der Stöcke, vorzüglich bei jungem, zähe klebrigem Holze.

Kohlen kann man beinahe überall anbringen, und das kiefern Stockholz giebt, gehörig behandelt, Kohlen von sehr guter Qualität. Nur muß man dann da, wo bloß Brennholz geschlagen wird, darauf achten, daß die Stöcke nicht zu niedrig, sondern, wo möglich, beinahe so hoch als eine Klafterscheitlänge geschnitten werden, da dies das Setzen des Meilers, so wie das Boden und Spalten der Stöcke sehr erleichtert, und den Kohlen ein viel besseres Ansehn verschafft. Am vortheilhaftesten und

leichtesten ist die Rodung, wenn gleich bei dem Anhiebe eines Ortes — nach den Umständen, als Dunkel- oder Lichtschlag — die stehenden Bäume gerodet werden, da es einen ganzen Stamm zu roden nur die Hälfte des Aufwandes von Kraft, Zeit und Mühe erfordert wird, welche man bei dem abgeschnittenen Stocke nachher nöthig hat. Der Baum ist ein ungeheurer Hebel, welcher die ganze Kraft seines Falles zum Herausziehen der Pfahlwurzel rc. verwendet; und bei einiger Neigung desselben, bei Wind, oder wenn man einen andern Baum darauf werfen kann, bedarf es oft nur das Abhauen der Seitenwurzeln, um den Stock herausgeworfen zu erhalten. Freilich kann man die Rodung des stehenden Holzes nur dann vornehmen, wenn man nicht nöthig hat, den Baum auf einen bestimmten Fleck zu werfen, oder wenn dieser so hängt oder gewachsen ist, daß er gerade auf diesen fällt. Bei dem Hauen und Sägen der Bäume, hat es der erfahrne Holzhauer zur Verwunderung in seiner Gewalt, das Holz auf eine gewisse Stelle zu fällen, so, daß er diese auf einen Fußbreit bestimmen kann, und selten, und nur bei Wind, oder bei einem ganz widersinnigen Anhauen wird ein Baum über den Spahn fallen. Bei der Rodung hängt es aber bei gerade stehenden Stämmen sehr vom Zufall, dem Winde u. s. w. ab, wo er sich zuerst hinneigt. Man kann ihm zwar auch sehr durch das Untergraben zu Hülfe kommen; doch giebt dies keine sichere Bürgschaft des Erfolgs. Hat man daher nöthig, wegen nahestehenden jungen Holzes, oder aus einer andern Ursache, das Werfen der Bäume auf eine gewisse

Stelle zu verlangen, so kann man sich nicht auf die Redensart einlassen. Sonst ist sie mit Recht so unendlich oft angerathen; doch immer wird sie noch durch Gewohnheit, Bequemlichkeit und Vorurtheil verhindert, so, daß viele tausend brauchbare Klaftern Holz selbst in denen Gegenden verfaulen, wo das Holz vielen Werth hat.

Wir kehren nach dieser unwillkührlichen Abschweifung zu unserem Gegenstande zurück, und berühren die von Cotta §. 116. und 117. vorgeschlagene Verbindung des Fruchtbaues mit der künstlichen Kiefersaat in diesem Boden. So sehr man im Allgemeinen die Behauptung für richtig anerkennen muß, daß der Fruchtbau bei weitem noch nicht genug mit der Forstkultur und vielleicht mit der ganzen Forstwirthschaft verbunden wird; so zweckmäßig diese Verbindung auch der Verf. bei anderem Boden und bei andern Holzarten gefunden hat, wie wir in der Fortsetzung dieser Abhandlung finden werden; so nachtheilig hat er ihn doch für die Kiefersaat bei sehr vielen Versuchen, in Hinsicht der Kiefersaat auf leichtem Sandboden gefunden. Es war von je her eine Lieblingsidee, die er durchaus nicht aufopfern wollte, die Kiefersaat ohne Kosten zu machen, und mit derselben zugleich den Ertrag einer oder zweier Fruchternten zu verbinden; allein er hat sie endlich aufgeben müssen, nachdem ihm die Erfahrung und so häufige Beobachtungen bei fremden Versuchen überzeugten, daß auf leichtem Boden immer die mit dem Fruchtbau verbundene Kiefersaat mißlang, wenn auch die daneben gemachte, wo der Boden bloß rund gemacht wurde, nichts zu wünschen übrig ließ. Umsonst hat er die Ursache dieses Mißlingens vollständig zu ent-

räthseln gesucht, um sie aus dem Wege zu räumen; es ist ihm nie ganz gelungen, und gerade auf solchem Boden, wie ihn Cotta §. 116. B. bezeichnet, kann er noch traurige Erfahrungen aufweisen. Man hat die Saat auf breiten und schmalen Beeten gemacht, die Kämme und Furchen besäet, reinen Saamen und Zapfen gebraucht; letztere haben vollkommen gewendet werden können; es ist in das Getreide, und auch wenn es abgeerntet war, gesäet worden; doch immer ist die Kultur fehlgeschlagen, indem bald der Saame nicht aufging, bald die jungen Pflanzen eher wieder vertrockneten, als auf dem Boden, wo die Rasen-Decke bloß abgeschält war, ohne daß man gerade davon eine genügende Ursache angeben kann. Es muß dies nicht muthlos machen, so lange bis dies vollkommen geschehen kann, im Kleinen unter allen Umständen mit diesen Versuchen fortzufahren; allein es muß sehr zur Vorsicht auffordern, um nicht bei diesen ungünstigen praktischen Erfahrungen große kostenspielige Kulturen auf diese Art vorzunehmen. Wie wünschenswerth wäre es, wenn andere Forstmänner ihre Erfahrungen hierüber gleichfalls mittheilten, und, im Falle sie von diesen abweichen, die Umstände genau angäben, unter denen sie gemacht wurden, damit die Meinung des Verf. hierin berichtigt werden könnte.

Zu der von Cotta C. D. §. 118. 119. bei verrasetem Boden vorgeschlagenen Anwendung des Pfluges wird noch auf Folgendes aufmerksam gemacht. Man wende dazu immer lieber Ochsen als Pferde an. Die erstern gehen an und für sich schon langsamer, als die Pferde, und Derjenige, welcher den Pflug regiert, ist deshalb auch bes-

ser im Stande ihn gleicher zu halten, welches bei sehr verrasstem Boden keine Kleinigkeit ist. Sie stehen aber auch bei jedem Hindernisse, wo ein Stein, eine Wurzel, ein Stock u. dgl. den Pflug aufhält, von selbst still, wogegen ein in raschem Ziehen begriffenes gutes Pferd sogleich seine ganze Kräfte anstrengt, um dies Hinderniß zu überwinden, und dabei gewöhnlich schon den Pflug zerrissen hat, ehe es Derjenige, welcher pflügt, anhalten kann. Die Erfahrung lehrt, daß es mit raschen Pferden gar nicht möglich ist, im Forste, wo viele Wurzeln u. dgl. sind, zu reißen, was mit Ochsen sehr gut bewirkt werden kann. Der Verf. hat hierzu eigne Waldpflüge machen lassen, da die gewöhnlichen Ackerpflüge ihm das, was er verlangte, nicht leisteten und dabei immer zerbrochen wurden; weshalb die Leute wohl bereit waren, mit ihrem Gespann im Forste zu ackern, aber ihre Pflüge nicht geben wollten. Diese Waldpflüge unterscheiden sich von den gewöhnlichen Pflügen durch weiter nichts, als daß sie

a) überall viel stärker und dauerhafter gemacht sind, als die Ackerpflüge,

b) daß die Pflugschar um einige Zoll breiter ist, als gewöhnlich, und das Segg, aus dem besten Stahl sehr scharf geschliffen, in einer Gabel liegt, welche es hinten auffaßt, so, daß es durchaus nicht zurück gedrückt und auch nicht zerbrochen werden kann, sondern bei der Anwendung der nöthigen Kraft jede Wurzel bis zu drei Zoll Stärke durchschneidet, ohne daß ein Nachtheil davon zu befürchten wäre;

c) Daß das Streichbrett sehr breit gemacht und weiter

auswärts geworfen wird, als bei dem gewöhnlichen Pfluge, damit der aufgepflügte Rasen weit abgeworfen werde. Er hat diese Pflüge unanwendbarer gefunden, als den künstlichern Rasenpflug, da dieser bei Wurzeln u. dgl. nicht gebraucht werden kann.

Es ist bei der Wundmachung des Bodens durch den Pflug, wenn derselbe nur irgend zum Verrasen geneigt ist, noch nöthig, auf die vortheilhafteste Art, die Furchen zu ziehen, aufmerksam zu machen. Dies geschiehet, wenn man nicht, wie bei der Bereitung des Ackers, Furche um Furche wirft, sondern, wenn man an derselben Furche wieder herunter fährt, welche eben umgeackert ist, so daß die eine links, und die andere rechts, geworfen wird. Hierdurch erhält man den Vortheil, zwei Fuß breite blanke Rinnen zu erhalten, welche bei weitem nicht so leicht von Unkraut überzogen werden, als die einfachen Furchen. Nur muß man dabei darauf halten, daß die Spitze der Pflugschar nicht links, sondern mehr rechts auf die volle Bahn gehalten wird, damit die Furche gleich ausgefahren werde, und kein Rasenstreifen in der Mitte der beiden Furchen stehen bleibe. Der neben diesen Doppelfurchen stehende Rasenstreifen muß natürlich so breit stehen bleiben, daß der darauf geklappte Rasen von beiden Seiten vollkommen darauf Platz hat. §. 119. c. Ist der von dem Rasen abgeklopfte gute Boden — welche Operation aber die Kultur sehr kostbar macht — zu locker, so dürfte es besser seyn, ihn, wenn mit Zapfen gesäet wird, vorher, und wenn reiner Saame gebraucht wird, mit dem Saamen zugleich, festzutreten, als ihn liegen zu lassen, damit er sich setze; denn die lockere und abge-

klopfte Erde kann nur so flach seyn, daß sie durch das Antreten hinlänglich zusammen gedrückt wird, und die Erfahrung lehrt, daß bei leichtem Boden nichts der Holzkultur nachtheiliger ist, als ihn dem Austrocknen durch die Sonne auszusetzen, wodurch er in manchen Fällen ganz unkultivirbar werden kann.

§. 129. d. Die hier vorgeschriebene Art des Zusammenpflügens in nassem Boden in hohe Beete, ist bei Kiefern gar nicht anwendbar, und kann auch bei andern Holzarten große Nachtheile herbeiführen. Jeder, welcher Rasen hat aufpflügen lassen, wird wissen, daß die Furchen nur locker auf einander liegen, und daß viele Höhlungen zwischen ihnen bleiben und Vertiefungen entstehen, am meisten aber, wenn man einen sogenannten Kamm zusammen wirft. Säet man ein solches Beet mit reinem Saamen, der hier nur allein angewendet werden könnte, so wird gewiß der meiste bloß in diese Vertiefungen fallen, und, wenn er mit der Egge überzogen wird, so mit Erde bedeckt werden, daß er nicht aufgehet. Deshalb scheint diese Zubereitungsart des Bodens für Kiefern, Ellern und Birken und alle Saamenarten, welche nur wenig Erdbedeckung vertragen, durchaus nicht zu empfehlen zu seyn, zumal da, auch wenn die Egge vor und nicht nach der Saat angewendet wird, immer die Gefahr Statt findet, daß die Höhlungen bleiben, der Saame in sie fällt, und durch den nachlaufenden Boden bedeckt wird. Bloß in dem Falle scheint diese Verfassungsart vortheilhaft, wenn diese Beete einige Jahre liegen bleiben können, um sich zu setzen, und erst dann, wann die Tiefen ausgefüllt sind, besäet wer-

den *). Entschuldigen wird es gewiß der würdige Verfasser des Waldbaues, wenn vielleicht ein falsches Auffassen seiner Idee diese Einwürfe herbeiführte.

§. 120. L. Die Forstunkräuter sind der künstlichen Kultur wohl nicht so gefährlich, als der natürlichen, weil die Erfahrung lehrt, daß sie nicht sowohl den Wachsthum der einmal vorhandenen Holzpflanze, als vielmehr das Keimen des Saamens verhindern, und daß die Pflanzen unserer vorzüglichsten deutschen Holzarten alle vermögen, in geschlossenem Stande, auch den üppigsten Wuchs des Unkrauts zu überwältigen. Der natürlichen Holzzucht können sie oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen, wodurch ihre Wegschaffung nöthig wird, ohne welche gar kein Saame zur Erde kommen und keimen kann, (welche Hinwegschaffung denn schon die Bedeutung der Worte: natürliche Holzzucht, aufhebt); der künstlichen aber schaden sie wenig oder gar nicht, weil, einmal weggeschafft und mit der Holzsaat gleich gefolgt, sie nicht mehr Zeit und Kraft haben, das junge Holz — vorausgesetzt, die Saat sei überhaupt gelungen — zu unterdrücken. Der Verf. hat Distrikte kultivirt, die mit Heidelbeeren, Preiselbeeren und Heidekraut dicht bedeckt waren, wo das letztere in der Höhe von 2 Fuß und mehr, so ausgebreitet ist, daß die ganze umliegende Gegend im August ihre Bienen, gegen einen Zins, in

*) Es ist allerdings nöthig, daß die hoch aufgepflügten Beete erst verrotten müssen, ehe man sie besaamen kann. Sind sie dies aber, so geräth die Saat in ihnen vorzüglich gut.

A. d. Herausg.

dieselbe führet, und gar kein Boden zu erblicken ist; er hat aber bei der künstlichen Kultur weiter kein Hinderniß davon bemerkt, als daß der Morgen einige Groschen mehr zu hacken kostet. Die recht mit Unkraut bewachsenen Orte sind ihm für die künstliche Kultur immer die liebsten, weil da der Boden verhältnißmäßig gut ist. Gegen diese Behauptung, angewendet auf die Gegend, und ihre örtlichen Verhältnisse, wo der Verfasser lebt, läßt sich durchaus nichts einwenden; denn er kann beweisen, daß in durchaus mit Heidelbeeren, und vorzüglich mit Heidekraut, bewachsenen Distrikten, große künstliche Kulturen gut gelungen sind, wie oft in Hinsicht des ersten Unkrauts auf dem fürstl. Carolathischen Marianthaler-Revier bei dem neuen Waldhause, und in Hinsicht des letztern auf dem Grochwitzer Reviere, unweit der Poststraße von Glogau nach Züllichau, wo nichts geschah, als daß das Unkraut, zwei bis drei Zoll tief, in Rinnen mit scharfen Hacken abgehackt wurde. Die Behauptung, daß die genannten Forstunkräuter der künstlichen Kultur nicht nachtheilig sind, ist aber so abweichend von den Erfahrungen anderer erfahrnen Forstmänner, daß er sich gern alles Widerspruches begiebt, wenn ein Anderer ihre Unrichtigkeit für andere Gegenden behauptet; so wie er überhaupt alle seine Erfahrungen nur da als richtig vertheidigen wird, wo er sie gemacht hat. Was vielleicht seiner Meinung einiges Gewicht geben könnte, wäre Folgendes. Alle Forstunkräuter, welche Holzpflanzen verdämmen können und holzichter Natur sind, wachsen langsamer, als das Holz selbst. Die Heide, die Preißelbeere, Heidelbeere, Kühnpost u. s. w. bedürfen

wenn sie in der Wurzel abgehauen sind, eine längere Zeit, als das Holz, um eine gleiche Höhe und Ausbreitung, wie dieses, zu erhalten; denn z. B. das Heidekraut bedarf zehn Jahr, um zwei Fuß hoch zu werden, die Kiefer vielleicht nur vier. Was aber das Holz nicht überwächst, kann es auch nicht unterdrücken; denn wenn es nur den Wipfel frey hat, wird es sich schon Luft machen. Wollte man annehmen, daß die in der Erde befindlichen Wurzeln so viele Nahrungstheile aussögen, daß das Holz aus Mangel daran eingehen müsse, so streitet dies mit dem Augenschein und den gemachten Erfahrungen. Der erstere ergiebt, daß, wenn das Unkraut zwei bis drei Zoll tief aus der Erde gehauen wird, keineswegs ein so dichtes Wurzelgewebe in der Erde bleibt, daß nicht auch die Holzwurzeln Nahrung erhalten könnten; und der zweite lehret, daß einzelne Holzpflanzen im dichtesten Heidekraute ꝛc. oft einen recht lebendigen Wuchs zeigen. Die Idee, daß wohl das Unkraut das Zur-Erde-Kommen des Saamens und dessen Keimen verhindert, auch da, wo es in Uebermaaß vorhanden ist, wohl eine darunter entstehende Holzpflanze unterdrücken kann, mit dieser zusammen aufwachsend aber einer geschlossenen, gleichmäßig vertheilten Besaamung nicht nachtheilig wird, weil es dann nicht mehr im Stande ist, das Holz rasch zu übergipfeln und dann zu unterdrücken, hat deshalb auch wohl Manches für sich. Fragt man sich: „warum denn aber so viele erfahrne Forstmänner das sehr Nachtheilige des Forstunkrautes auch bei künstlichen Saaten behaupten," wie wir wieder in dem §. 120. des Waldbaues sehen, was doch seinen Grund haben muß; so

könnte man wohl in Verlegenheit gerathen, dieses Räthsel auf eine ganz natürliche Art lösen zu wollen. Immer wird es Kulturen geben, welche aus irgend einem Grunde mißrathen, ohne daß der Forstmann etwas dabei versehen hat, oft ohne daß man diesen Grund genügend angeben kann. Ist dies nun der Fall bei einer Schonung, welche sehr zum Verwachsen geneigt ist, nun, so trägt das liebe Unkraut die Schuld; denn man siehet ja, daß, statt Holzpflanzen, Heidekraut oder so etwas wächst, und schließt natürlich genug, daß, weil dieses wuchert, jene nicht wachsen können, ohne übrigens eine sehr genaue Untersuchung anzustellen, ob die Holzpflanzen würden gut wachsen seyn, wenn das Unkraut nicht da gewesen wäre. Man macht diesen Schluß um so lieber, als der Mensch gar zu gern, bei dem Mißlingen eines Plans, das Hinderniß außer sich sucht, und als ein unüberwindliches darstellt.

Gelingt auch einmal eine Saat in Boden, welcher mit vielem Forstunkraut bewachsen ist, nun, so sucht man die Ursache davon nicht darin, daß Holz recht gut unter solchen Verhältnissen gezogen werden kann, sondern in den vortrefflichen Anstalten, welche man getroffen hat, um die nachtheiligen Wirkungen desselben zu vermindern. Noch einmal, es mögen diese Ansichten auf sehr einseitigen Erfahrungen gegründet seyn, und der Verf. wird nicht widersprechen, wenn man ihn eines großen Irrthums zeihet; allein er scheuet sich darum nicht, sich hier öffentlich als einen großen Verehrer des Heidekrauts, da wo er mit demselben zu thun gehabt hat, zu bekennen, weil es unserm Wildpret und Schafen eine vortreffliche

Nahrung, den Bienen viel Honig, und dem Boden eine Bedeckung giebt, welche, nach seiner Meinung, in freien Gegenden denselben eher für die Holzkultur fähig erhält, als daß es derselben Hindernisse in den Weg legen sollte.

Wenn auch nicht um der, von manchem Dichter besungenen, schwellenden Moospolster willen, welche die Jäger wahrscheinlich aus angebornem Gefühl für das Idyllische, so fleißig benutzen, ist er nun vollends gar kein Feind von den Moosen, welche ihm bei künstlichen Saaten eher zuträglich, als nachtheilig, scheinen. Einmal ist der Boden sehr leicht, und in der Regel durch bloßes Rechen, von ihnen zu befreien; dann halten sie ihn feucht und für die Holzsaat empfänglich, da sich unter ihnen eine Schicht guter Dammerde erzeugt; und dann kennt man auch wohl keine Moose, die so schnell wüchsen, daß sie die jungen Pflanzen überzögen, die sich einmal vorhanden, in ihnen recht wohl befinden, da sie doch mit ihren Wurzeln tiefer gehen, als die Moose, welche ihnen daher auch keine Nahrung entziehen können.

Was die Kennzeichen anlangt, welche im Waldbaue über das zu erwartende Vergehen, oder den zu fürchtenden schnellern Wachsthum des Unkrauts angegeben werden, so stimmt die Erfahrung vollkommen damit überein, daß man annehmen kann, sie werden bei der Bloßstellung des Bodens vergehen, wenn sie bei vielem Schatten in gutem Wachsthum und ansehnlicher Größe sich vorfinden, und, umgekehrt, daß ein besserer Wuchs dann zu erwarten ist, wenn derselbe unter diesen Umständen dürftig war. Heidelbeerkraut wächst aber in der Regel

lieber

lieber im Schatten, als in ganz freier Stellung. Moose vertragen dieſen gewöhnlich nur in feuchtem und gutem Boden.

Zu §. 126. I. wird die Bemerkung nöthig ſeyn, daß man, bei nicht gleich-gelungenen Saaten, die Nachbeſſerung nie ſo vornehme, daß man den Saamen oder die Zapfen in die alte Rinne ſtreuet, auch wenn der Boden durchaus verraſet und bloß iſt. Es iſt immer beſſer, er wird aufs neue etwas aufgehackt, und zwar, wenn er ſchon einige Jahre kultivirt geweſen iſt, ſo, daß nunmehr die Kämme der Furchen auseinander gezogen werden, und die in dieſen zuſammen gehäufte Schicht Dammerde benutzt wird.

§. 128. L. Gegen die beſtehende Meinung, als könnte man flüchtige gebundene und zu deckende Sandſchollen, bloß mit reinem Saamen kultiviren, hat der Verf. dergleichen auch mit Zapfen mit dem größten Erfolge anbauen laſſen und anbauen ſehen. Es darf nur bei gutem Wetter eher geſäet und gekehrt oder gewendet werden, als gedeckt. Bei dem Säen ſelbſt, muß man ſich, ſowohl bei reinem Saamen als bei Zapfen, nur ſehr ſorgfältig hüten, daß man, wenn die Furchen ſehr naß aufgepflügt ſind, wo ſie auch im Flugſande mit ziemlich hohen Kämmen zu ſtehen pflegen, nicht gleich hinterher ſäet und den Saamen ſo wirft, daß er verfallen kann, da allerdings wohl eine ſehr kleine Bedeckung von ihm vertragen wird, nicht aber eine einen halben Zoll hohe, oder gar noch höhere. Zum Decken kann man, außer dem gewöhnlichen Kiefernreißig auch Heidekraut, Ginſter und alle ſolche Sachen brauchen, welche nicht dicht und

fest auf dem Boden aufliegen und der jungen Kiefernpflanze Luft lassen, zwischen ihnen aufzuwachsen. Fehlt das Deckreißig sehr, so kann man auch streifenweise decken lassen, so, daß zwischen den gelegten Streifen noch einige Fuß Sand unbedeckt bleiben. Man lege dann aber die Deckung so, daß sie immer Front gegen den Windstrich macht, und beobachte die Vorsichtigkeitsmaßregel, daß in Windkehlen das Reißig dicht gelegt wird, und überhaupt die Streifen am Anfange der Versandung, um die Kraft des Windes zu brechen, immer dichter gelegt werden, als weiter hinten. Man kann dabei ohne Nachtheil von der Regel abgehen, den Abhieb der Zweige immer gegen den Wind zu einzustecken und die Zweige quer gegen diesen legen, da sie eben so breit als der Streifen, was aber nicht 4 — 5 Fuß übersteigen muß, hinter diesem schützen. Man kann auf diese Art mit der Hälfte des sonst nöthigen Deckreißigs sehr gut auskommen.

Der Anbau einer fliegenden Sandscholle ist überhaupt gar nicht schwierig und in der Regel mit der größten Gewißheit zu bewirken, da stehender, mit Bocksbart, Sandschwiele u. s. w. bewachsener, von Wasser ausgewaschener, oft mit Eisenstein vermischter Sand, wenn er der Sonne ausgesetzt, und im Grunde sehr fest ist, sich oft weit schwieriger zur Holzzucht kultiviren läßt. Eine angewehete Sandscholle gleicht rioltem Boden, wo der Grund locker ist, so, daß die Wurzel leicht tief in ihn eindringen kann, und sie hält dabei die Feuchtigkeit sehr lange in sich, so, daß man bei einem Fuß Tiefe in der Regel noch frischen Sand findet. Dagegen hat man in den hiesigen Forsten Sandgegenden, welche mit

der charakteristischen Benennung todter Boden bezeichnet werden, und theils aus weißem, theils aus rothem Sande bestehen, die aller Mühe zur Erziehung geschlossener Bestände ohne Schatten, Hohn sprechen. Bei trockener Witterung trifft man in ihnen auch noch in einer Tiefe von 4 bis 5 Fuß keine Spur von Feuchtigkeit, und, wenn es acht Tage geregnet hat, so ist diese auch nicht drei Zoll tief eingedrungen. Wenn man viel mit solchem Boden zu thun hat, so preis't man sich glücklich, mit dem Anbaue an fliegende Sandschollen zu kommen. Stehen die Pflanzen auf diesen nur erst einmal, und sind in den ersten Jahren gegen das Versanden und Ausrechen geschützt, so darf man wegen ihres Fortgehens nicht so ängstlich besorgt seyn; denn sie wachsen dann gewöhnlich recht frisch, vorzüglich in den ersten Jahren; und kann man den Boden gegen Streurechen schützen, so wird auch in der Folge der Zuwachs gut seyn, es wäre denn, daß der Bestand zu dicht wäre.

Das wäre es, was der Verfasser in Bezug auf die in Cotta's Waldbau angerathene Zubereitung des Bodens bemerken zu können glaubt, da er sonst in allem jene Regel durch seine Erfahrung bestätigt gefunden hat.

Bei künstlichen Nachbesserungen natürlicher Besaamungen, muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß, so sehr man auch sonst bei Kiefern dem Hacken des Bodens in Rinnen, gegen die Wundmachung in Plätzen, gewöhnlich den Vorzug geben muß, doch die platzweise Verwundung an Berghängen eher anzurathen ist, und eben so, wenn nicht beträchtliche, ganz blanke Blößen zu kultiviren sind. Die Arbeiter können die jun-

gen Pflanzen leichter schonen, als bei dem Rinnenhacken, auch die Plätze zweckmäßiger zwischen ihnen vertheilen, als bei diesem. Werden diese Plätze gehackt, oder Schippen gestochen, so bringe man den Saamen in die vier Ecken, und einige Körner oder Zapfen in die Mitte. Man lasse sich die Mühe nicht verdrießen, den Saamen zu stecken, und erlaube nicht, ihn ohne Ordnung bloß hinein zu werfen, wodurch eine große Menge unnütz verloren gehet.

Ist dieser Gegenstand vielleicht sehr weitläuftig behandelt, so verzeihe man es, um seiner Wichtigkeit willen.

3) Die Behandlung der Saat selbst kann man kürzer fassen; denn selten kann der Forstmann, außer gehöriger Ausstreuung, viel thun, um den Wachsthum der jungen Pflanzen besonders zu befördern, oder das Aufgehen des Saamens zu bewirken, was nicht die gewöhnlichen Regeln schon vorschreiben, welche, zum hundertsten Male zu wiederholen, nicht der Zweck dieser Abhandlung ist.

Im Allgemeinen wird das Unvortheilhafte, wenn man auch gerade nicht sagen will das Schädliche, der von Burgsdorf ꝛc. vorgeschlagenen Art, die Kiehnäpfel von dem Wagen mit der Schaufel zu säen, zu rügen seyn. Sei es, daß die hiesigen Leute darin nicht geübt genug, oder mit den praktischen Handgriffen unbekannt sind: genug, es hat dem Verf. immer eine sehr schlechte Art der Saat geschienen. Einmal wurden die Zapfen schlecht und ungleich vertheilt, dann kostete es viel mehr Saamen, als die Saat mit der Hand, und

endlich wurde an Zeit und Kosten, nach angestellten Versuchen, nichts erspart. Es mag bei diesem Vorschlage die Idee zum Grunde gelegen haben, daß man bei großen Kulturen auch großartige Ansichten haben und Maßregeln nehmen müsse; allein es scheint, daß man dabei wohl das Kleinliche vermeiden, aber nicht die Sorgfalt, auch bei dem Kleinen, außer Acht lassen dürfe, da sonst doch große Nachtheile entstehen können.

Die ungleiche Vertheilung der Zapfen ist, bei der angegebenen Art des Säens, gar nicht zu vermeiden; denn schon die Stelle unter dem Wagen, wo er fährt, so wie auch die dicht an ihm, bleiben leer, zumal wenn von zwei Menschen zu beiden Seiten gesäet wird, da die Zapfen immer weit abwärts fliegen. Aber auch da fällt er immer dicht zusammen, und niemand hat es in seiner Gewalt, ihn mit der Schaufel gleichmäßig zu vertheilen. Wer sich einbildet, daß er die Kieferäpfel mit derselben Kraft anhaltend so werfen könne, wie der Drescher, so Getreide bei dem Wurfen in der Scheune, wenn sie auch reinigt, der irrt sich, zumal, wenn die Schaufel vor man nommen wird. Der Kiehnapfel ist zu schwer und zu Hand als daß man sein Abfliegen im halben Zirkel doch dabei könnte. Bei der mindesten falschen Neigung der Schaufel die fliegt alles mit Einem Male herunter, und da niemand, fortwährend Kraft genug hat, diesen schweren Zapfen dem Trieb so zu geben, daß die letzten an das Ende des zu beschreibenden Halbzirkels fliegen, so bleibt dasselbe unbesäet. Man versuche es nur einmal eine halbe Stunde, und man wird diese, aus der praktischen Erfahrung genommene, Bemerkung gewiß bestätigt finden. Es erfor-

dert ferner, bei dem steten Fortfahren des Wagens, eine genaue Berechnung des Verhältnisses der Geschwindigkeit des Fahrens, und der Möglichkeit Zapfen auf die Schaufel zu bringen und sie herunter zu werfen, um die Saat gleichmäßig zu vertheilen. Dies Verhältniß wird aber jeden Augenblick gestört, indem der Säemann keine Maschine ist, welche immer gleichen Anstoß erhält, sondern ein Ding, auf dessen Bewegung tausenderlei Ursachen einwirken, so, daß sie immer verschieden nach diesen ausfallen müssen, was nachtheilige Folgen in erwähnter Hinsicht haben muß, da die Fortbewegung des Wagens und das Aufraffen und Hinwerfen der Zapfen zwei von einander ganz unabhängige Handlungen sind. Wie ist es möglich, daß der Säemann immer in gleichen Zeiträumen auswerfen sollte, da er bald die schweren in die Schaufel zu raffenden Zapfen nicht in gleicher Zeit fassen kann, bald eine Ermüdung des Arms oder Erschöpfung von gewöhnlicher Arbeit fühlt, bald irgend ein anderes Hinhun eintritt, wenn auch der Fahrmann ganz gleichser Nach der Theorie, wie auch nach den Erfahrun-

Jenn dabei die Saat nicht gleichmäßig vertheilt werman Da nun aber die Zapfen immer auf einen Ort der [illegible] fliegen, als auf den anderen, so ist man genöthigt, um keine beträchtliche Lücken zu lassen, überhaupt allen unnöthigen Saamen hinzuwerfen. Schon, wenn man sich Zeit nehmen kann, aus einer Schwinge vom Schubkarren mit der Schaufel zu säen, braucht man mehr Zapfen, als wenn diese aus dem Tuche mit der Hand ausgestreuet werden; noch viel mehr aber bei der Saat von einem fahrenden Wagen, wo es nicht möglich

ist, die Arbeit mit der gehörigen Achtsamkeit zu verrichten, sondern wo man immer nur eilen muß, zu werfen, damit keine großen Lücken entstehen. Gewiß ein Drittheil oder ein Viertheil beträgt die Consumtion auf letztere Art mehr, was ganz verloren ist.

Dabei wird auch gar nicht einmal an Geld oder Zeit etwas erspart; denn die Fuhren sind jetzt so kostbar, und es finden sich so viele unvermeidliche Hindernisse des bezweckten raschen Säens, daß man mit reiner Handarbeit, in der Regel, eben so weit kommt.

Die beste Art des Ausstreuens der Zapfen ist unstreitig die, wenn dieselben vorher fuderweis auf die zu besäende Fläche vertheilt, dann in Tücher gerafft und mit der Hand gehörig geworfen werden. Hierbei hat man aber darauf zu sehen, daß der Arbeiter dies Werfen nicht nach der Seite, sondern gerade vor sich hin, verrichtet. Um, wie bei dem Getreide, im halben Zirkel zu wurfen, faßt man zu wenig Zapfen in der Hand, so, daß sie dazu nicht hinreichen, und man müßte sie auch theilweise festhalten, theilweise fliegen lassen, was man nicht kann. Das Geradeauswerfen mit der losen Hand hat keine Schwierigkeit, und die Zapfen lassen sich dabei ganz regelmäßig vertheilen. Es ist zwar wahr, daß die Arbeiter dazu nicht sehr geneigt sind, indem die harten, rauhen Kiehnäpfel zuletzt die Fingerspitzen verwunden; allein Gewohnheit, oder im Nothfalle ein nicht zu dicker lederner Handschuh, besiegt diesen Widerwillen bald.

Etwas, das auf das Gedeihen einer Zapfensaat sehr vielen Einfluß hat, ist das Rohren oder Wenden derselben, sobald der günstige Augenblick erschienen

ist. Versäumt man diesen vielleicht nur um einen einzigen Tag, so kann die ganze Kultur dadurch verloren gehen. Wenn sich die Schuppen des Zapfens öffnen, so heben sie durch das Stämmen gegen den Boden denselben in die Höhe, und er richtet sich bei ganz trockener Witterung so auf, daß er auf seiner unteren Fläche, wo der Stiel ist, ruhet. Die Saamenkörner fallen dabei nicht gleich heraus, sondern bleiben oft noch lange zwischen den Schuppen hangen. Das ist der späteste Zeitpunkt, wo man das Wenden mit Sorgfalt vornehmen muß. Versäumet man ihn, und es kommt ein Regen, vorzüglich ein Platzregen, der die Kiehnäpfel voll Sand schweift, so schließen sich die Zapfen wieder, und wenn dann einige Tage feuchte Witterung ist, so verkommt oder erstickt das Saamenkorn unfehlbar. Es ist kaum glaublich, was für Schaden die Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel schon gethan hat.

Deshalb warte man auch nicht, bis alle Zapfen aufgesprungen sind, sondern wende sie einmal, wenn dies auch nur zum Theil der Fall ist, und wiederhole dies Geschäft, sobald es wieder nöthig wird. Selten springen die Zapfen zu gleicher Zeit. Dies entstehet daher, daß die Zapfen zu verschiedenen Jahreszeiten gepflückt werden. Auch der Umstand, ob die Zapfen im Haufen, oben oder unten, oder nach der Aussaat auf einer feuchten, schattigen, oder trockenen und sonnigen Stelle liegen, bewirkt das ungleichzeitige Aufspringen derselben. Um die wenige Arbeit zu schonen, setze man sich ja nicht der Gefahr aus, einen (und vielleicht den besten) Theil des Saamens zu verlieren. Was man zum Kehren anwen-

bet, ob Dornsträucher, Besen, oder Kieferzweige, ist in der Absicht, den Saamen herauszubringen, gleich; denn dieser fällt bei sehr geringer Berührung des Zapfens heraus, wenn derselbe gehörig gesprungen ist. Kieferzweige mit Nadeln oder Besen von Birkenreißig sind aber deshalb nicht zweckmäßig, weil mit ihnen zugleich der Saame oft weg- und zusammengekehrt wird, da sie zu dicht auf dem Boden hinstreichen. Besser sind einzelne, einen schwachen Finger starke, einen Zoll von einander stehende Stäbchen oder Dornstöcke, mit den daran stehenden kleinen Seitenästen und Dornen, wovon die Spitzen abgeschnitten werden, so, daß man nur die Zapfen faßt, nicht aber das Saamenkorn selbst. Mit diesem weitläuftigen Besen nun, welcher oben enge zusammen gebunden ist, kehrt man die Zapfen eigentlich nicht, sondern man wirft und schleudert sie in den Rinnen oder auf der kultivirten Fläche fort, damit durch diese heftige Bewegung und Erschütterung auch aus den noch nicht ganz aufgesprungenen Zapfen der Saame gehörig herausfalle *). Bei aufgeackerten Flecken von lockerem Boden, ist es zuweilen der Fall, daß der Regen die Zapfensaat mit Erde oder Sand bedeckt, ehe sie gesprungen sind. So vortheilhaft dies auch für den reinen Saamen, oder für die Saat überhaupt ist, wenn das Korn schon auf der Erde liegt, so nachtheilig ist es, wenn die Zapfen noch nicht gesprungen sind. In diesem Falle muß man schleunig dafür sor-

*) Schmale Rechen oder Harken sind zum Umwenden der Zapfen die besten Instrumente.

Anm. d. Herausg.

gen, daß die Zuſpitzen herausgerechet, und wieder obenauf gelegt werden, damit die Sonne gehörig auf ſie wirken könne, indem ſonſt die ganze Saat verloren iſt.

Eine geringe Bedeckung des Saamenkorns von 2 — 3 Linien durch lockeren Boden, ſchadet dem Keimen deſſelben gar nicht, und iſt ihm eher vortheilhaft, als ſchädlich; jede Art, wie man ſie bewirken kann, iſt auch anwendbar. Das von Hartig vorgeſchlagene Betreiben der Saat mit Schafen, welche ſie in den Boden treten, hat auf feſtem Boden ſehr gute Dienſte geleiſtet, nur nehme man ſich ja in Acht, dies nicht auf locker aufgepflügtem Boden zu verſuchen, wo das Schaf oft tief eintritt, und die Furche nachher zufällt; denn hier würden dadurch viele Saamenkörner zu ſehr mit Erde bedeckt werden und nicht aufgehen können *). Kann man bei einer ſolchen Zubereitungsart der Kultur vorher, ehe die Saat gemacht wird, den Boden mehrere Male betreiben laſſen, und denſelben ſelbſt zu große Lockerheit zu benehmen, da dieſe der Kultur nicht vortheilhaft iſt, ſo wird es in vielen Fällen voll Nutzen ſeyn.

Sehr verſchieden iſt die Zeit, in welche man das Moorbrennen macht; denn man fängt vom May bis in den Juni, und es iſt ſchwer zu ſagen, welches gerade die beſte Zeit iſt, weil zu viel von den Zufälligkeiten der

*) Wenn die Schafe den Saamen auch ½ Zoll in die Erde treten ſollten, welches ſelten der Fall ſeyn wird, ſo ſchadet dies nichts; man mache nur einen Verſuch, und man wird finden, daß die ſelbſt ½ Zoll dick mit Sand bedeckten Saamen recht ſchön aufkeimen. A. d. Herausg.

Witterung abhängt. Es ist hier, wie bei dem Getreide, indem bald die frühe, bald die spätere Saat besser räth; im Allgemeinen aber die erstere mehr anzurathen ist, als die letztere. Bei den Zapfen ist schon die ganze Aufbewahrung bis zur Saat schwierig und gefährlich. An feuchten, dumpfigen Orten aufgeschüttet, verdirbt das Saamenkorn in ihnen sehr leicht; an trockenen luftigen Orten aber springen die oberen Zapfen alle auf, und man bringt sie schon leer auf den Kulturplatz. Der Zapfen liegt, in dem Vogel, im Freien auf der Erde besser und sicherer, als in einem Gebäude; denn die übelste Witterung hat so lange, bis er anfängt die Schuppen zu öffnen, gar keinen Einfluß auf ihn, wenn er nur nicht mit Erde oder Sand bedeckt wird.

Der Verfasser hat, aus Mangel an Raum, die Zapfen schon sogleich, wie sie gepflückt wurden, auf den Schnee ausdarren lassen und sehr schöne Kulturen erhalten, da der Boden schon im Herbste zubereitet war. Ohne besondere Veranlassung sollte man mit der Zeit der Aussaat nicht wechseln, sondern dem Fingerzeige der Natur folgen, welche bekanntlich den Kiefersaamen schon sehr frühzeitig abfliegen läßt. Kann man bewirken, daß das Saamenkorn schon Ende März und Anfang und Mitte Aprils zur Erde kommt, so ist gewöhnlich zum Keimen und zum ersten Bewurzeln der jungen Pflanze noch hinreichende Feuchtigkeit in der Erde, und die junge Pflanze kann die spätern, gewöhnlich erst gegen den Johannistag eintretende, Dürre besser aushalten. Säet man erst so spät, daß das Saamenkorn Mitte Mai oder Anfang Juni in die Erde kommt, so bringt zwar ein Gewitterregen es oft zum Keimen;

allein, die nachfolgende Hitze und Trockenheit macht, daß der Keim auch bald wieder vertrocknet. Man hat Versuche gemacht, den Saamen ganz spät, gegen den Johannistag, zu säen, weil man glaubte, daß dann gewöhnlich die größte Dürre vorüber sey, und auch da hat man noch Pflanzen erhalten, deren Entwickelung und Ausbildung so weit beendigt wurde, daß sie den Winter überstehen konnten. Allein, wenn nicht örtliche Verhältnisse und ganz besondere Gründe dazu auffordern, so ist der Vers. nicht dafür. Es ist gar noch nicht ausgemacht, daß wir vor Johannis immer trocknere Witterung haben, als im Juli und August, und wenn der Fall eintritt, daß diese beiden Monate trocken sind, so ist eine solche spätere Saat unausbleiblich verloren, da eine frühe, bei der im May und Juni Statt findenden Dürre, doch noch recht gut gerathen kann, indem das Saamenkorn sich nicht besser erhält, als in trockener Erde, und wenn es noch nicht gekeimt hat, bei eintretendem Regen recht gut nachkommt. Immer kann aber die junge Pflanze in dem kommenden Winter und im folgenden Jahre desto mehr aushalten, je mehr ihre gehörige Ausbildung vollendet ist, das Holz die gehörige Reife erhalten hat, und die Wurzel in die Tiefe dringen konnte. Daß übrigens freilich in einem Riethe nie von einer bestimmten Zeit oder einem festgesetzten Monate die Rede seyn kann, bedarf keiner Erwähnung; denn in einer rauhen, kalten Gegend wird man später säen, als in einer warmen südlichen, so wie bei anhaltendem Regen niemand Zapfen hinausfahren wird. Doch auch hier hängt alles von der Oertlichkeit und den zusammentreffenden Umständen ab.

Sollte der Fall eintreten, daß bei einer Saat mit feinem Saamen, derselbe durch einen heftigen Regen erst verschweift würde, und dann der locker gewesene Boden eine feste Rinde erhielte, so wird man diese Saat eben so behandeln müssen, wie in einem gleichen Falle der Landwirth ein Gerste- oder Hirsefeld, d. h., die Rinde aufeggen lassen, damit der Keim die Erde durchdringen könne.

Bei trockenem, der Sonne sehr ausgesetztem Boden, sucht man den unentbehrlichen Schatten künstlich, durch Bedeckung mit Kieferzweigen oder Reißig, zu bewirken. Dies ist ein sehr gutes und zweckmäßiges Mittel, wodurch sich oft dem Vertrocknen der Pflanzen vorbeugen läßt; und wenn man es anwenden kann, lasse man es ja nicht außer Acht. Die Zweige müssen nicht so dicht gelegt werden, daß die Luft nicht ungehindert hindurch streichen könnte, aber doch auch so, daß der größte Theil des Bodens beschattet ist. Wenn das Holzbedürfniß es erfordert, so kann man im dritten Jahre die Reiser wieder ablesen lassen, da sie dann wenig Schatten mehr geben. Sonst schadet es auch nichts, wenn das Deckreisig ganz liegen bleibt und auf der Kultur verfault; denn die jungen Pflanzen wachsen recht lustig zwischen ihnen durch, und es kann in manchen Fällen noch von anderem Nutzen seyn, wie weiter unten berührt werden wird. Bei den Rinnensaaten kann man oft mit sehr wenig Deckreisig vielen Nutzen stiften, indem man die Zweige die Rinnen entlang legt.

4) Die Beschädigung der Kultur ist oft eine schwierige Aufgabe, und viele sonst herrliche Saaten mißlingen,

weil man es nicht in seiner Gewalt hat, sie gegen Beschädigungen sicher zu stellen. Dies ist in zweierlei Absicht nöthig: einmal, daß der Saame nicht von Thieren zur Nahrung aufgesucht; und dann, daß die jungen Pflanzen nicht beschädigt werden. Man könnte bemerken, daß dieses nicht eigentlich zu einer Anleitung der künstlichen Kultur der Kiefer gehöre, sondern zu dem Forstschutze. Allein es handelt sich hier nicht allein um die Erzeugung junger Pflanzen, sondern um die Erziehung guter Bestände durch künstliche Saat überhaupt. Aus diesem Grunde ist auch die folgende Abtheilung hier aufgenommen.

Die dem Saamen gefährlich werdenden Thiere sind Mäuse und mehrere Arten von Vögeln, so wie die Eichhörner, welche den Kiefersaamen sehr lieben. Gegen die Mäuse ist wenig auszurichten, und die Mittel dagegen sind bekannt. Gegen die Vögel, von denen vorzüglich Finken und Tauben auf die Kiefern fallen, wird ein mit einer Flinte versehener Wächter nur so lange nöthig seyn, bis der Saame keimt. Einige Bedeckung des Saamens mit Erde dürfte wohl das beste Sicherungsmittel gegen solche Beeinträchtigungen seyn; sie ist dem Fortgange der Kultur nicht nur nicht schädlich, sondern eher vortheilhaft, und also vor allem anderen anzuwenden. Die Eichhörner und Spechte sind den Zapfen nur nachtheilig, so lange diese an den Bäumen hangen.

Eben so wichtig als die Sicherung des Saamenkorns, ist die Beschützung der jungen, zwei- bis dreijährigen Pflanzen gegen die Beschädigung durch das Wild, vorzüglich die Rehe und das Damwild. Die Beschä-

digung der Kultur durch Hütung mit zahmem Vieh übergehen wir hier, da gegen sie nichts nöthig ist, als eine genaue Aufsicht und Bestrafung. Die Verhütung des Schadens durch das Wild ist aber schwieriger und eine bisweilen kaum zu lösende Aufgabe. Das Reh- und Damwild liebt vor allem andern im Winter, vom November an bis spät im März, die jungen markigen Triebe der Kiefer; und wenige Stücke sind im Stande ziemlich beträchtliche Flecke beinahe ganz zu vernichten. Höchst unangenehme Erfahrungen haben dem Verf. Ursach gegeben, sich sehr darüber zu beklagen, und er hat sich darüber schon früher ausgesprochen. Das Rothwild thut auch im Frühjahr vielen Schaden, indem es den Maitrieb abäset, und die älteren Bestände beschädigt. Gerade die künstlichen Kulturen sind aber diesen Beschädigungen mehr ausgesetzt, als die natürlichen Besamungen, weil auf jenen weniger Gras und andere Nahrungsmittel zu finden sind, als auf diesen, wo sich das Wild daher allein an die Kieferpflanzen halten muß, die es schon von Natur sehr liebt. Das Reh- und Damwild ist viel — man weiß nicht, soll man sagen einfältiger oder weniger furchtsam — als das Rothwild, und wenn es sich einmal an eine Schonung gewöhnt hat, so hilft oft kein Schießen, Hetzen und Jagen, um es daraus zu verscheuchen, zumal wenn es merkt, daß damit weiter nichts bezweckt wird, als es zu verscheuchen.

Den größten Schaden thut dies Wild im Winter, bei Mangel an anderer Nahrung, an jungen frästig wachsenden Pflanzen von zwei bis fünf Jahren, wo es gewöhnlich den Haupttrieb verbeißt, wenn nur so viel

Schnee liegt, daß die Spitzen noch hervorragen. Am größten wird der Schade alsdann, wenn die Schonung von ungleichem Bestande ist, so, daß es auch schon Stellen findet, wo es sich bergen und ruhig stehen kann. Gewöhnlich lassen sich nur die eigentlichen Schonungen als diejenigen Flächen in Anrechnung bringen, auf denen Wild stehen kann, und der ganze übrige Forst, der von Schafen und Leseholz-Berechtigten in vielen Gegenden gar nicht leer wird, ist oft für den Wildstand so gut als nicht existirend zu betrachten. Dies macht, daß oft ein für die ganze Fläche geringer Wildstand für die Schonungsfläche ein stärker wird; und dies muß man wohl beachten, wenn man die Gefahr, welche die Schonungen dadurch laufen, berechnen will. Wenn auch zwanzig Stücke Damwild oder eben so viele Rehe in einem Forstreviere von mehreren Tausend Morgen sind, so ist das für den ganzen Forst nicht viel; aber sie sind ein sehr starker Wildstand, wenn sie sich fortdauernd bloß auf einigen Hundert Morgen junger Schonungen ernähren müssen. Gräser und Kräuter, welche im Schatten gewachsen sind, liebt das Reh gar nicht; wo Schafe gehen, äset es viele Tage nicht, und gewöhnlich bieten ihm die 12 bis 15jährigen Schonungen seine Nahrungsplätze. Gewähren diese nicht eine ausgezeichnete Nahrung; so ist es kein Wunder, wenn es zu den ihm angenehmen Holzpflanzen seine Zuflucht nimmt. Ein verhältnißmäßiger, nicht zu starker Wildstand, sowohl für den Forst, als auch für die Schonung, ist daher die erste Bedingung, eine sehr nachtheilige Beschädigung derselben zu verhüten.

Die zweite Bedingung ist, die Kultur nicht zu vereinzeln, sondern sie in eine gehörig zusammenhangende Reihenfolge zu bringen, so daß es große Flächen sind, auf welchen sich das Wild ausbreiten kann; wie dies schon in den Bedingungen einer regelmäßigen Forstwirthschaft liegt. Nichts ist nachtheiliger, als eine kleine künstlich kultivirte Fläche nahe an Dickungen und Gegenden, wo das Wild gern stehet; denn auf diese dringt dann alles hin, und thut sehr großen Schaden.

Das dritte ist, das Verscheuchen des Wildes von den Gegenden, wo man es fürchtet; was man aber freilich nur in solchen Verhältnissen anwenden mag, wo man das Austreten desselben darum nicht zu fürchten hat. Das von dem Fürsten von Leiningen in den Lauropschen Annalen vorgeschlagene Beschleichen, wo man freilich völlig die Manier eines Jägers, welcher zum Schusse anschleichen will, annimmt, hat auch der Verfasser bei weitem wirksamer gefunden, als alles Lärmen, Schreien und Hetzen. Kann man, um die Täuschung zu vollenden, einen blinden Schuß in ziemlicher Nähe anbringen, so wird dies von noch mehr Wirkung seyn. Das Wild ist jedoch so klug, daß es selbst das blinde Schießen von der ernstlichen Anwendung des Feuergewehrs unterscheiden lernt, und diese scheuet es dann immer mehr. Wenn man daher im Stande ist, einen Rehbock oder irgend ein Stück auf der Schonung selbst zu schießen, vorzüglich aber es daselbst aufzubrechen und das Gescheide liegen zu lassen; so wird dies für lange Zeit mehr helfen, als alles Andere. Nichts scheuet das Wild, Sauen ausgenommen, mehr, als das Gescheide eines geschos-

senen Stückes, womit man die besten Wechsel bald verderben kann. Weiße Stäbchen oder Leinewandstreifen, mit Asafötida, dem Schmutze von grobem Schießpulver, und Talg bestrichen, sind eine Zeitlang gute Mittel die Schonung zu verwittern; nur hilft es nicht lange.

Ein sehr gutes Mittel, wenn man es haben kann, ist auch das Bedecken der Schonung mit Dornen oder sperrigem Reißig von Laubholze, welches die jungen Kieferpflanzen ganz schützt, wenn es gehörig gelegt wird.

6) Die zweckmäßige Durchforstung in den früheren Jahren, zur Begünstigung des Wachsthums, kann man beinahe als einen Theil der künstlichen Kultur betrachten, da es oft von ihr allein abhängt, nicht bloß einem Orte den möglichst vollkommenen Zuwachs zu geben, sondern wohl gar ihn überhaupt zu erhalten. Häufig findet man auf ganz schlechtem Boden junge Bestände, welche wegen zu dichten Standes nicht nur beinahe gar keinen Zuwachs mehr haben, sondern in der That mit 30 und 40 Jahren ganz absterben, wovon der Verf. ganz untriegliche Beispiele anführen kann. Die allgemeinen Regeln über die Durchforstung und die Stellung der überzuhaltenden Bäume scheinen dem Verf. nirgends so gegeben, daß sie überall für den nicht denkenden Forstmann ganz genügten; denn auch sie leiden, nach Verhältniß der Güte des Bodens, der Servituten und der Oertlichkeit, mancherlei Abänderungen in ihrer Anwendung. Die Zahl der für den Morgen überzuhaltenden Stämme ist eben so wenig zu bestimmen, ehe diese nicht alle beachtet sind, als die Zeit, wo die Durchforstung beginnen, und wo sie aufhören muß.

Zu unſerm Zwecke wird es genügen, den Boden in zwei Klaſſen zu theilen, gut und ſchlecht, indem es unmöglich ſeyn würde, alle die Abſtufungen, welche zwiſchen dem beſten und dem ſchlechteſten liegen, anzugeben, und es der Beurtheilung jedes Forſtmannes immer überlaſſen bleibt, in wie fern ſich ein Diſtrikt in dieſer Hinſicht dem einen oder dem andern nähert, und deshalb mehr oder weniger nach den Vorſchriften für guten Boden, oder nach denen für ſchlechten, behandelt werden muß. Auch die Beſtimmung gut und ſchlecht, iſt höchſt relativ; denn wie oft wird an dem einen Orte das für gut angeſprochen, was an dem andern unbedingt für ſchlecht angenommen wird! Wir wollen indeß die Scheidungslinie ſo ziehen, daß wir denjenigen Boden für gut erkennen, wo die Kiefer ohne Hinderniß als Bauholz zu 50 bis 60 Fuß Länge erzogen werden kann, und in der gewöhnlichen Zeit, wenn keine äußeren Hinderniſſe eintreten, ihre normalmäßige Vollkommenheit erreicht; für ſchlecht aber, wo dies aus Mangel an Nahrungstheilen nicht der Fall iſt. Ob der Boden natürlich ſchlecht iſt, oder durch Streurechen künſtlich ſchlecht gemacht wird, macht hierin keinen Unterſchied, indem die Wirkungen ſich gleich bleiben, alſo auch die Verfahrungsart nicht geändert werden kann.

Der Forſtmann, welcher irgend Gelegenheit hat, Vergleichungen anzuſtellen, wird hier nach nicht zweifelhaft in Hinſicht der Claſſificirung ſeyn, da ihn der niedrige Wuchs der Kiefer, bei nicht geſchloſſenen Beſtänden, in gutem Boden nicht irre führen kann, ſobald er nur den verhältnißmäßigen Zuwachs unterſucht und beachtet, welcher deſto größer wird, je mehr der Stamm vereinzelt

dauernd, und bei schlechtem Boden nicht so bedeutend seyn kann.

Die Durchforstung in gutem Boden, welcher einen normalmäßigen geschlossenen Holzbestand zu ernähren im Stande ist, kann man nicht rathen, darnach zu regeln, daß man nach Verhältniß des Alters, jedes Mal eine bestimmte Anzahl von Stämmen will stehen lassen, wenn die Erziehung langschäftigen Bauholzes bezweckt wird, oder daß man sie in bestimmten Perioden, die gewöhnlich viel zu entfernt von einander angesetzt werden, vornimmt, und daß man die Stellung nach der Berechnung des größtmöglichen Zuwachses in jeder derselben bewirken will. Es ist diese Behauptung zu abweichend von der bisherigen Theorie, als daß man nicht von Dem, wer dazu veranlaßt, Rechenschaft geben sollte.

Dem Verfahren jeder Holzklasse, nach ihrem Alter eine bestimmte Menge von Stämmen für den Morgen zu geben, je mehr man gefunden hat, daß bei ihr der höchste Zuwachs erfolgt, setzen sich zuerst in der praktischen Ausführung eine solche Menge Hindernisse entgegen, daß man selten im Stande seyn wird, sie vollständig zu überwinden. Es gehört schon eine große Uebung, Fertigkeit und Erfahrung dazu, nach dem Augenmaße die Stellung der Bäume so zu bestimmen, daß die verlangte Anzahl für den Morgen erfolgt. Könnte man sie regelmäßig pflanzen, oder hinstellen, so wäre dies nicht schwer, denn man weiß, wie viel Stämme z. 4 oder 5 im Verband, oder im Quadrat, für den Morgen gerechnet werden. Bei den fortwährend unregelmäßigen Entfernungen der Stämme von einander, bei den unregelmäßigen Fi-

gären der zu durchforstenden Orte, wo selten die Größe bekannt ist, entstehen Schwierigkeiten, die für viele Forstmänner gar nicht zu überwinden sind, und das Verfahren ist viel zu künstlich, um es allgemein einzuführen. Was aber das Uebelste dabei ist, so wird bei der normalmäßigen Anzahl der Stämme für den Morgen der Zweck einer gleichmäßigen, nicht zu dichten Vertheilung derselben, um jedem Stamme die erforderliche Menge von Nahrungstheilen zu geben, nicht nur nicht begünstigt, sondern im Gegentheile geradezu verfehlt. Denkt man sich einen Ort, welcher durchforstet werden soll, so bestanden, daß z. B. die Stämme jetzt drei Fuß im Verband stehen und dann vier Fuß kommen sollen, so wäre eine gleiche Stellung wohl möglich; allein so trifft man die jungen Orte nie bestanden; denn immer, auch bei dem besten Holzbestande, fallen einige Unregelmäßigkeiten vor, und bald findet man Stämme truppweise dicht zusammen stehend, bald zu weit auseinander, da wohl ein Ort nicht leicht nachzuweisen ist, der keine entblößte Stellen von mehreren Quadratruthen groß hätte. Gesetzt nun, man wollte nach der Theorie irgend eine Anzahl von Stämmen stehen lassen, z. B. 360 für den Morgen, und man hätte mehrere solcher blanken Stellen, wo man doch nichts mehr hinbringen kann: so ist es ganz klar, daß dagegen irgend eine andere Stelle zu dicht bestanden stehen bleiben müßte. Die bestimmte Zahl der Stämme ist darnach berechnet, daß sie, gehörig und gleichmäßig vertheilt, überall hinreichenden Raum haben, um die nöthige Nahrung erhalten zu können. Ist die Vertheilung nun nicht gleichmäßig möglich, so wird dieser Zweck da nicht

welche sie zu dicht stehen, und sie müssen an irgend einem Orte je mehr an einem andern Räumden sind, desto mehr zusammengedrängt werden, wenn man durchaus eine bestimmte Zahl auf einer bestimmten Fläche haben will. Es ist zwar wahr, daß es eine große Irrung ist, wenn man glaubt, diejenige Stelle, auf welcher gerade kein Holz stehet, producire nun auch nichts, da die Erfahrung lehrt, daß sich vorzüglich nach dieser die Wurzeln der in der Nähe stehenden Stämme hinziehen, wie die ganz dicht bestandenen Aeckerränder hinlänglich erweisen, bei denen auch im allergeschlossensten Stande noch viel Zuwachs Statt findet, da die Wurzeln von beiden Seiten ihre Nahrung an sich ziehen. Dies gilt aber nicht in gleichem Maße von den horst- oder truppweis stehenden Stämmen, da diejenigen, welche rund um von andern umgeben sind, dies nicht vermögen. Nun für den dominirenden Stamm kann das Ueberhalten überhaupt gut seyn; dem unterdrückten, dessen Wipfel der Einwirkung des Lichtes, der Sonne und der Luft nicht mehr ganz offen ist, nutzt es wenig, indem bei ihm der Zuwachs im Verhältnisse geringer, als seine Consumtion der Nahrungstheile ist, welche er dem andern entziehet. Noch ein Grund gegen das Ueberhalten einer bestimmten Anzahl ist, daß, wenn von diesen dann Stämme eingehen, die Zahl zu gering wird, was vorzüglich, wenn man die Durchforstung nur in langen Zwischenräumen wiederholt, sehr unangenehm ist, indem der größte mögliche Zuwachs verringert wird.

Will man sehr langschäftiges Nutz- oder Bauholz erziehen, so wird auch eine andere Zahl der Stämme

Statt finden müssen, als wenn blos die Erziehung der größtmöglichen Holzmasse überhaupt beachtet wird. Denn allerdings ist bei einer weitern Stellung der Zuwachs an Stammholz, Holz im Ganzen größer, als bei einer lichtern. Allein, je geschlossener der Ort gehalten wird, desto mehr Höhenwuchs findet Statt, da der Lichtreiz blos auf den Wipfel wirken kann und dadurch eine Concentrirung und ein Anhäufen der Nahrungssäfte in diesem bewirkt wird. Wie vorsichtig muß man aber bei jungen Orten, zumal bis zum 40sten und 50sten Jahre, seyn, sie, wenn sie geschlossen waren, nicht lichter zu stellen, als es nöthig war, um ihnen vollkommenen Zuwachs zu verschaffen! Denn man kann durch eine zu freie Stellung bei Schnee, Rauhreif und Wind den ganzen Ort, durch Entfernung des nöthigen Schlusses, gänzlich vernichten. Es ist sonderbar, aber doch wahr, daß die unterdrückten Stangen dazu dienen, die dominirenden gerade aufrecht zu erhalten, ohne daß es nöthig ist, daß sie diese im mindesten berühren. Wer hat in ganz geschlossenen Beständen viel gebogene oder zerbrochene Stämme gesehen, und wer hat sie dagegen nicht sehr häufig in unvorsichtig durchforsteten Orten getroffen! Dies, die größere oder geringere Güte des Bodens, die Wohlfeilheit, welche man bei Erziehung des jungen Holzes hat, die öftern oder seltenen wiederkehrenden Perioden der Durchforstung, die Servituten und die Ausdehnung der Gerechtsame der Berechtigten, die Lage des Orts, und noch so manche andere Umstände haben einen so großen Einfluß auf die größere oder geringere Anzahl der beizubehaltenden Stämme, daß sich in dieser Hinsicht schwer etwas Bestimmtes

vorschreiben läßt, und zu sehr der Meinung der anwendenden Forstbedienten überlassen bleiben muß. Da sie gewöhnlich die unteren, nicht hinlänglich gebildeten sind, welche die Ausführung der Durchforstung unternehmen, so läßt sich wenig Gutes davon erwarten, wenn nicht die Auszeichnung der Stämme, je nachdem sie bleiben, oder herausgenommen werden sollen, nach so einfachen Grundsätzen erfolgt, daß es nicht möglich ist, dabei zu fehlen.

Dies scheint dem Verfassen der Fall zu seyn, wenn die Durchforstung so Statt findet:

daß alles herausgenommen wird, was mit dem Winkel unterdrückt ist, oder anfängt einzugehen; und alles stehen bleibt, was gesund, und mit dem Winkel heraus ist, ohne daß man sich weiter an die Zahl der stehen bleibenden Stämme kehrt. *)

Es ist wohl wahr, daß dabei ein Ort geschlossener bleiben kann, als zur Erreichung der größten Masse von Zuwachs gut ist; allein diese Art der Durchforstung auf gutem Boden, von welchem hier allein geredet wird, ist für

*) Dies ist die von mir schon so oft empfohlene General-Regel für alle Durchforstungen. Befolgt man diese genau, so wird man finden, daß in vollkommen guten Beständen immer eine gewisse Anzahl dominirender Stämme stehen bleibt. Der Forstbediente brauche daher die, bei den Durchforstungen stehen zu lassenden, Stämme nicht ängstlich zu zählen, sondern lasse nur diese General-Regel befolgen, das heißt: weiter kein Holz, als unterdrückte haue lassen, so wird sich die erfahrungsmäßige Anzahl der dominirenden Stämme von selbst finden.

einfach, daß sie jedem Holzbaum [illegible] angewendet werden kann. Sie begünstigt den Höhenwuchs, sie sichert gegen alle Unglücksfälle und gegen jedes zu Lichtstellen, so daß man ihr wohl den Vorzug einräumen kann. Sie bedingt jedoch, daß sie in kürzeren Zwischenräumen wiederkehrt, als die gewöhnlich bestimmten Perioden sind. Wenn man nur alle zwanzig oder dreißig Jahre daran denken kann, oder will, so bleibt allerdings eine Menge Holz stehen, welches Nahrungstheile consumirt, die im Zuwachse nicht zu gute kommen; allein die regelmäßigen Durchforstungen hält der Verf. auch für weit unvortheilhafter, als die unregelmäßigen. Das vortheilhafteste ist wohl, alle zwei oder drei Jahre einen Ort immer wieder zu durchsuchen, erst die absterbenden und dann diejenigen Stämme herauszunehmen, deren Wipfel zurückbleibt, und die man als übergipfelt erkennen kann. Eine Menge Forsten sind mit dem Servitut belastet, daß das dürre Holz den Berechtigten zufällt, die diese Nutzung schon oft anticipiren, wenn sie sehen, daß ein Stamme dürre werden will, und dann heißt es geradezu: auf den Ertrag der Durchforstung Verzicht thun, wenn man sie in sehr langen Zwischenräumen annehmen will. Man erhält sie, wenn man die Stämme, ehe sie dürre werden, herausnimmt. Welche dies aber seyn werden, kann man so lange Zeit, als die regelmäßigen Durchforstungen aus einander liegen, nicht voraus wissen. Es läßt sich zwar hierbei allerdings der Einwurf machen, daß bei den großen Revieren, welche oft ein Forstbedienter zu respiciren hat, dies unmöglich ist, daß die Kontrolle dadurch erschwert wird, und der geringe Ertrag der zu oft wie-

verkehrenden Durchforstungen bei einem großen Forsthaushalte nicht gehörig verwendet und benutzt werden kann. Allein im ersten Falle dient dies dann zum Beweise, daß das Administrations-Personale geringer ist, als es zur vollkommen guten Bewirthschaftung erforderlich ist. Die Besorgniß der mangelnden Controlle und der zweckmäßigen Benutzung bei dem vereinzelten Ertrage zeigt wieder, daß ein großer Forsthaushalt, und vorzüglich der des Staates, in Hinsicht der Benutzung und Ertragbarkeit, immer gegen einen kleinen zurück bleiben wird; welche sixe Idee dem Verf. nun schon zu gute gehalten werden muß. Für große Forsten würde aber deshalb wohl auch hier die goldene Mittelstraße das beste seyn; nämlich, nicht zu lange hinausgesetzte Durchforstungen, um nicht zu viel Holz zu verlieren und zu viel stehen zu lassen, was den dominirenden Stämmen die Nahrung entzieht, und nicht zu oft wiederkehrende, um eine Uebersicht der Nutzung zu behalten, und sie nicht zu sehr zu vereinzeln. Zehn- bis funfzehnjährige Perioden scheinen deshalb für diese die besten und zweckmäßigsten zu seyn *).

Wenn diese Art der Durchforstungen bei gutem Boden vielleicht die vortheilhafteste ist, und wenn hier der Ort auch so dicht gehalten werden kann, daß man gar keine dominirenden Stämme herausnimmt, so kann man sie doch nicht allemal auf schlechtem, wenig Nahrungstheile enthaltendem Boden anwenden, da man bei

*) In kleinen Forstreviren kann die Durchforstung allerdings von 10 zu 10 Jahren Statt finden; in größeren aber halte ich den Zeitraum von 20 zu 20 Jahren für den zweckmäßigsten.

A. d. Herausg.

[illegible] Regeln vornehmen zu müssen, [illegible] welche mit dem Wipfel vollkommen [illegible] sind, weggenommen werden, damit die zurückbleibenden hinlängliche Nahrung erhalten. Man weiß, daß eine Pflanze, je mehr sie ihre Nahrungstheile aus einem schlechten Boden sich anzueignen gezwungen ist, desto weiter ihre Wurzeln in demselben verbreiten muß, um den Bedarf zu erhalten, und, im Gegentheile, daß, je besser der Boden ist, desto näher an der Heizwurzel alle Wurzelfäste bleiben und bloß einen eng umlagernden, den Boden in allen Richtungen durchflechtenden, Wurzelkranz bilden. Der Boden kann hierin einen Unterschied von 5 Fuß und mehr machen, indem in schlechtem, lockerem Boden die Wurzeln, zum Verwundern — oft instinktähnlich, nach einem Orte zu, wo sie Nahrung erwarten — sich verbreiten. Sie haben die Kraft, mit ihren in allen Richtungen den Boden durchdringenden Gangfäden, die sämmtlichen im weiten Umkreise des Baumes befindlichen Stoffe sich anzueignen.

Es bedarf daher gar keiner Ausführung, daß auf einem fruchtbaren Boden die Bäume ohne Nachtheil viel enger stehen können, als auf einem dürren schlechten, da dort die Wurzeln einander noch gar nicht berühren, wenn sie sich hier schon ganz durchflechten haben. Schon dies muß eine weit stärkere Durchforstung herbeiführen, als oben angerathen ist. Noch mehr aber muß man aus andern Gründen von der oben angegebenen Art derselben abgehen. In gutem Boden sind die Triebe des Holzes stark, lang und kraftvoll, und es zeigt sich sehr bald,

welche von [illegible] Stämme [illegible] nirend werden, und welche zurückbleiben. Der Nachtheil, welchen zu dicht stehendes Holz dem Zuwachse zufügt, kann daher nie so bedeutend werden, daß man immer wieder bemerkt, welche Stämme leiden, und da die Aufforderung, sie wegzunehmen, bald sichtbar wird. Ganz anders ist es in schlechtem Boden. Hier hat zu dicht stehendes Holz oft beinahe gar keinen Wuchs mehr. Es vegetirt bloß, und die Stämme leben zusammen fort, ohne daß lange Zeit einer dem andern einen Vorsprung abgewinnen könnte. Hier muß man durch eine künstlichere Bestimmung zu Hülfe kommen, da man dort bloß dem Fingerzeige der Natur folgen konnte, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß durch das wechselseitige Statt findende Entziehen der Nahrung der ganze Distrikt zu sehr leide, zurückbleibe, und [illegible] wovon häufig Beispiele vorkommen. Eine Gründe, welche bei gutem Boden, wo man [illegible] Nutzholz ziehen will, gelten, daß durch den [illegible] der Höhenwuchs begünstigt werden soll, und daß er Schnee und Wirthsuch verhindert, gelten hier gar nicht. Bau- und Nutzholz von ausgezeichneter Länge und Güte wird man in einem so schlechten Boden nicht erziehen, und es ist daher auch nicht nöthig, den Höhenwuchs auf Kosten des Zuwachses begünstigen zu wollen. Und Holz in schlechtem Boden wächst in der Regel viel zu stämmig, als daß es den Schnee und Wind so zu fürchten hätte, wie die schlank aufgeschossenen Stämme *). Hier würde

*) Ist der Boden schlecht und der Bestand gedrungen, so sind die Stämme auf schlechtem Boden ebenfalls schlank, und es

darf der Schluß der dominirenden nicht unterbrochen werden, so lange diese Bestände noch jung sind.

A. d. Herausg.

[illegible] für den Morgen immer im richtigen Verhältnisse der Güte des Bodens übergehalten wird *). Wenn dabei auch die absterbenden Stämme mit Vortheil herausgenommen werden können und müssen, sobald sie zu unterscheiden sind, so liegt doch am Tage, daß bei dieser Verfahrungsart das zu öfte Wiederkehren der Durchforstungen ganz unnütz wäre, und eher schädlich als nützlich seyn müßte. Wenn man bloß das übergiefelte Holz herausnimmt, so bleiben eigentlich mehr Stämme stehen, als nöthig sind; und damit dies nicht nachtheilig werde, muß man das Herausnehmen so oft wiederholen, als sich wieder zeigt, welche Stämme zum Zurückbleiben gezwungen werden, was bei raschem Wuchse nach wenigen Jahren an vielen wieder zu erkennen ist. Bei der letzteren Methode hingegen bedarf es viel längerer Zeit, um die Erkennung des überflüßigen Holzes von neuem zu erhalten; und man nimmt bei ihr viel mehr Holz heraus, weshalb man auch viel länger warten kann und muß, ehe man wiederkommt. Um nicht zu viel zu nehmen, ist aber allerdings nöthig, die Durchforstung nach den normalmäßigen Sätzen der bestimmten Zahl für den Morgen zu revidiren; was man aber gar nicht nöthig hat, wenn der Boden gut ist. —

Es bleibt uns noch übrig, von der Zeit zu reden, in welcher die Durchforstungen anfangen müssen. Der Theorie nach, die auch wohl ganz richtig ist, müs-

---

*) Wenn das unterdrückte Holz herausgehauen ist, so wird die gewünschte Stellung des Bestandes erfolgt seyn.

A. d. Herausg.

[illegible] der jungen Holzpflanzen den vollkommenen Wachsthum bey zu geschlossenem Bestande nöthigen Anzahl verhindert, so daß sie schon im [illegible] Jahre nöthig werden könnten. In der Praxis ist dies so lange unmöglich, als nicht unsere Forstwirthschaft eine Forstgärtnerei wird, was sie freilich werden sollte, wenn wir die erreichbare Stufe der Vollkommenheit träumen wollen. Der gewöhnlichen Regel nach beginnt die Durchforstung erst dann, wenn das herauszunehmende Holz einigen Ertrag gewährt, und sie wird mehr vorgenommen, um den Forst für die Gegenwart zu benutzen, als um den Ertrag für die Zukunft zu erhöhen. Es ist dies wohl eine ganz richtige Ansicht, da Fälle eintreten können, wo die Durchforstung als ein Geschäft vorzunehmen ist, welches zur vollkommenen Holzerzeugung durchaus vorgenommen werden muß.

In den frühesten Jahren wird der selbst sehr dichte Stand der Pflanzen ihnen nicht so nachtheilig, da theils die Seitenwurzeln ganz fehlen, indem bloß die Herzwurzel da ist, die gerade in die Tiefe gehet, ohne mit den andern Wurzeln sehr in Berührung zu kommen, theils die jungen Pflanzen nur wenig Nahrung bedürfen, welche der Boden leicht gewähren kann, theils auch bei zu dichtem Stande das Ausgehen derselben so leicht entschieden ist, als das Keimen und Entstehen. Bei gutem kräftigen Boden, zumal wenn er viel Dammerde hat, kann man die jungen Orte daher, auch bei zu dichtem Stande, so ziemlich unbesorgt sich selbst überlassen. Hat ein Theil der Pflanzen erst einmal den Vorsprung vor den andern genommen, so ist ihr Wachsthum und das Ueber-

wachsen [illegible] daß sich [illegible] Unterdrückung der zurückbleibenden findet, und diese schon verschwinden und den Kampf um Nahrungstheile aufgeben müssen, ehe sie viel Schaden thun konnten. Hat man Berechtigte, denen man erlaubt, das abgestorbene und absterbende Holz zu benutzen, so wird da, wo das Holz nur einigen Werth hat, die Durchforstung früh genug vorgenommen werden und vielleicht eher zu viel, als zu wenig, Ausdehnung erhalten. Hat das Holz in einer Gegend so wenig Werth, daß die unterdrückten Stämme von der Stärke eines Zolles an, nicht benutzt werden, so ist es auch nicht sehr beachtungswerth, ob dadurch, daß es nicht geschieht, etwas Zuwachs verloren gehet oder nicht. Die eigentliche Durchforstung wird dann nicht vor dem 20sten bis 25sten Jahre, bevor man nicht Bohnenstangen herausnehmen kann, nöthig werden. Dann mag sie, nach den oben aufgestellten Regeln, mit fortwährender Herausnehmung des übergipfelten Holzes beginnen.

Ganz anders ist es mit sehr dicht stehenden jungen Beständen auf schlechtem Boden, wo der zu dichte Bestand schon bei 10 Jahren nachtheilig werden kann. Hier sollte man viel mehr Aufmerksamkeit darauf wenden, als gewöhnlich darauf gewendet wird; und im Falle man mehr Pflanzen hat, als der Boden hinlänglich ernähren kann, den vorzüglichsten, durch das Herausnehmen der andern, Raum und Luft verschaffen, ohne den kleinen Aufwand deshalb zu scheuen, weil er nicht gleich wieder durch den Erlös aus dem herausgenommenen Holze gedeckt wird. Wo und wann dies geschehen

stehen muß, lasse sich nicht so genau beschreiben, da die Nothwendigkeit davon bloß nach sinnlichen Wahrnehmungen gefühlt werden kann, welche die Jeder davon mehr geben, als Nar nachweisen lassen, und der Anblick muß einem praktischen Forstmanne hierin eine deutlichere Ueberzeugung geben, als es durch theoretische Festsetzungen möglich ist. Veranlassung zu einer genaueren Untersuchung aber erhält Jeder, sobald er findet, daß eine sehr dichte Schonung, in Verhältnisse des Wachsthums einzeln stehender Pflanzen auf gleichem Boden, sehr stockt. Die Vergleichung des Wachsthums der einzelnen und der dicht stehenden Pflanzen wird nachweisen, wie sehr die Nothwendigkeit der Auslichtung schon eingetreten ist.

6) Die Frage: ob es besser sey, reinen Saamen zur Saat anzuwenden, oder Zapfen? hat zu manchen Erörterungen Anlaß gegeben, indem jede Art der Saat ihre Vertheidiger und ihre Tadler findet. Wie es immer gehet, so wird es auch wohl hier der Fall seyn. Jede Art hat ihre Vortheile, so wie auch ihre Nachtheile. Der Verf. hat größten Theils bloß Zapfensaaten gemacht, die auch beinahe ohne Ausnahme gelungen sind; weil er glaubte, daß sie den örtlichen Verhältnissen anpassender wären. Allein er ist weit entfernt zu bestreiten, daß die Saaten von reinem Saamen oft mehr Vorzüge haben, als diese.

Die im meisten davon zu betrachtenden sind:

a) Ersparung des Saamens, durch die möglich gleichere Vertheilung desselben, worüber schon oben gesprochen ist, so, daß eine weitläuftige Entwickelung der Ursa-

chen dieser Ersparung bloß eine Wiederholung sich könnte.

b) Die geringeren Transportkosten, wenn er nicht an Ort und Stelle gewonnen wird, wo die Kultur gemacht werden soll, da das größere Volumen den Kiehnäpfel diese Kosten sehr vermehrt.

c) Die Möglichkeit der Aufbewahrung des Saamens für das folgende Jahr, im Fall in dem einen Ueberfluß ist, und in dem andern Mangel daran zu fürchten wäre, die bei Zapfen, wo der Saame ausfällt oder erstickt, nicht Statt finden kann.

d) Der Vortheil, daß die nach der Saat einfallende unbeständige Witterung auf den reinen Saamen nicht so nachtheilig wirkt, wie auf die Zapfensaat.

Wenn nach dieser, nachdem die Fugen der Schuppen sich schon zu öffnen anfingen, ohne daß der Saame herausfallen könnte, anhaltendes Regenwetter eintritt, wenn die Zapfen sehr mit nasser Erde verschweißt werden, so kann die ganze Saat dadurch verloren gehen, indem das Saamenkorn dann verdirbt, ehe es zur Erde kommt. Diesem Verderben ist der reine Saame gar nicht ausgesetzt. Zwar ist für ihn der Regen kurz nach der Saat die günstige, und anhaltende Dürre eher die ungünstige Witterung. Allein auch letztere schadet ihm verhältnißmäßig weniger, indem bei ihr der Saame nicht die Keimkraft verliert. Das gute Saamenkorn liegt nicht sicherer aufgehoben, als in trockne Erde, und wenn auch die Entwickelung der Keimkraft verschoben bleibt, bis ein Regen kommt, so wird sie doch durch

eine auch noch so große Dürre im Freien nicht vernichtet. Das Gefährlichste für die jungen Kiefern ist, wenn zwar so viel Feuchtigkeit da ist, daß der Saame gehörig keimen, und das Pflänzchen entstehen kann, wenn aber die nachher eintretende Dürre den noch zarten, wenig in die Tiefe eingedrungenen Würzeln, die nöthige Nahrung raubt, so, daß die kaum zum Leben aufgerufene Pflanze wieder sterben muß. Dieser Gefahr sind beide Arten der Saat, sowohl der Zapfen, als mit reinem Saamen, ausgesetzt; allein das Keimen des Saamenkorns selbst erhält man viel gewisser bei der reinen, als bei der Zapfensaat.

Unter manchen Verhältnissen kann man mit der Zapfensaat nicht fortkommen, da die des reinen Saamens beinahe immer anwendbar ist. Wenn die Schonung sogleich mit Deckreißig belegt werden muß, wie bei flüchtigen Sandschollen, so kann der Zapfen nicht gekehrt oder gewendet werden; man kann ihn, wenn Regen einfällt, nicht zum Platzen bringen, ehe der Saame erstickt, und die Zapfensaat kann daher nicht vor der Deckung erfolgen, sondern diese muß erst geschehen, wenn der Saame schon ausgefallen ist, was oft gar nicht angeht, oder mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Zur Nachbesserung ist der reine Saame ebenfalls viel brauchbarer, da der Zapfen sich bei jungen, stellenweise vorhandenen Pflanzen nicht gut wenden läßt, eben so, wie dies bei der Saat in Plätzen eintritt. Bei Gras, Moos, Unkraut u. dgl., welches gerade nicht das Aufgehen der jungen Pflanzen verhindert und deshalb stehen bleiben kann, kommt

der reine Saame viel beſſer zur Erde, als der aus dem Zapfen.

Dies alles ſind ſehr weſentliche Vortheile, welche der Verf. keinesweges verkennt, ſondern gewiß zu würdigen weiß.

Deſſen ungeachtet muß er bemerken, daß ihm in den meiſten Fällen auch die Zapfenſaaten vortrefflich gelungen ſind, und daß er ſie aus andern Gründen, da wo nicht beſondere Hinderniſſe eintreten, fortwährend anwendet, ohne erſt das Ausklengen des Saamens abzuwarten.

Dieſe Gründe ſind folgende:

Das erſte iſt die Gefahr, daß der Saame bei dem Ausklengen leiden kann, der man da, wo dies durch Feuer bewirkt wird, ſo häufig ausgeſetzt bleibt, daß es ſchwer iſt, die vollkommene Güte des Saamens verbürgen zu können. Wird er von den Landleuten ausgeklengt, ſo wenden dieſe gewöhnlich zu viel Hitze an, um geſchwind zum Zwecke zu kommen, und zu wenig Sorgfalt, um alle Nachtheile zu vermeiden, ſo, daß ſehr oft der Saame ſchlecht wird, was man nicht immer gehörig zu unterſuchen im Stande iſt. Das Dörren der Zapfen auf Stubenöfen und in Backöfen bleibt daher ſehr gefährlich. Und alle Sicherheitsmaßregeln genügen ſelten ganz. Das Ausklengen an der Sonne hat den Nachtheil, daß der Saame für daſſelbe Jahr zu ſpät zur Saat kommt; denn gewöhnlich iſt die beſte Zeit verſtrichen, ehe die gehörige Maſſe ausgeklengt iſt. Beinahe gewiß wird man bei der reinen Saat, wenn ſie in demſelben Jahre Statt finden ſoll,

wo die Zapfen gepflückt werden, zu sehr verzögert. Wenn der Winter früh streng ist, so können die Zapfen oft erst Ausgangs Februar und im März gepflückt werden; denn bei Frost und Schnee wird sich niemand dazu verstehen. Bei großen Quantitäten, und wo nicht Anstalten zum Ausklengen von großem Umfange sind, dauert es nun viel zu lange, ehe dies Geschäft vollendet wird, und oft geht die kostbarste Zeit dabei verloren, da, nach des Verf. Meinung, die frühen Saaten in der Regel die besten sind, und er nur ungern von der Verfahrungsart der Natur abweicht. Man muß daher häufig den in diesem Jahre ausgeklengten Saamen erst im folgenden säen; und so gut man auch Kiefersaamen aufbewahren kann, so verliert man doch gewiß dabei mehr, als bei der Zapfensaat, weil alter Saamen nicht so gut keimt, als frischer. Die beste Aufbewahrungsart ist in der Erde, d. h. ausgesäet, und es ist gar nicht abzusehen, warum man, wenn man dies Jahr viel Saamen hat, und künftiges Jahr wenig, nicht auch in diesem verhältnißmäßig mehr Kulturen machen will, als im folgenden. Ob man das Geld jetzt oder künftig ausgiebt, ist ziemlich gleich *). Und da in der hiesigen Gegend kein Mangel an Arbeitern ist, vorzüglich, wenn man nöthigen Falls mit der Wundmachung des Bodens schon im Herbste vorher anfängt, so ist es als Regel angenom-

*) Das ist nicht immer der Fall! — A. d. Herausg.

men, die Kulturen lieber gleich doppelt zu machen, als Saamen aufzuheben, was um so eher thunlich ist, da sich künstliche Saaten nur auf Blößen erstrecken, welche immer kultivirt werden können. Bloß, wenn der Saame überhaupt sehr selten ist und mehrere Jahre hinter einander nicht geräth, würde das Ausklengen sehr anzurathen seyn, um an der zu verwendenden Menge ersparen zu können.

Sind die Anstalten dazu von einem so großen Umfange, (was für den Privatmann einzurichten gar nicht möglich ist), daß eine große Menge Saamen in kurzer Zeit ausgeklengt werden kann, so werden auch die Kosten nicht unbedeutend, und

b) die vermehrte Geldausgabe wird ein Nachtheil der reinen Saat, welcher oft den Vortheil der Ersparung an Saamenmenge wieder aufhebt. Das Anlage-Capital für Einrichtung der Anstalt, wobei Zinsen und Verlust an Capital zu rechnen sind, das Halten der Leute, die Feuerung, die doch immer Zuschuß an Holz erfordert, die vielen Fuhren, weil die Zapfen alle auf Einen Fleck gefahren werden müssen, da sie vorher vielleicht schon gut für die zu besäenden Stellen vertheilt waren, machen nicht unbeträchtliche Kosten, die man ganz ersparen kann. Wenn auch das Pfund in allem nur einen Groschen auszuklengen kostet, so ist das schon eine Erhöhung des Preises zum fünften Theile *).

*) Daß die Kultur der Kiefer, vermittelst Ausstreuung der Zapfen, oft Vorzüge hat, vor der Kultur mit ausgeklengtem Saamen, ist erfahrungsmäßig, und kommt daher, weil der

Das in vielen Gegenden gewöhnliche Ausklengen durch Landleute ist hier gar nicht auszuführen. Die Leute sind viel zu indolent, um wegen eines kleinen Vortheils sich zu etwas Neuem bewegen zu lassen.

Die Bauernstuben sind zu klein und zu niedrig, als daß nur irgend daran zu denken wäre, eine Vorrichtung zur Dörre oder zu Horden anzubringen, und viele Versuche dieserhalb sind schon fehlgeschlagen. Um die Gewinnung des reinen Saamens in beträchtlicher Menge zu erhalten, bleibt daher nichts übrig, als eigens dazu bestimmte Gebäude oder Saamendörren aufzuführen. Bei der

---

Saamen beim Ausklengen oft verdorben wird oder schon zu alt ist. Hat man aber guten Kiefernsaamen durch eigene Ausklengungs-Apparate sich verschafft, so haben die Kulturen, die mit dergleichen Saamen gemacht werden, immer den Vorzug. Die Saat kann früh im Frühjahre vorgenommen werden, und die daraus entstehenden Pflanzen verholzen bis zum Winter besser, als die, welche bei der Zapfensaat gewöhnlich später aufkeimen. Auch hat man die nöthige Bedeckung des Saamens mit etwas Erde besser in der Gewalt, und man erhält von der Hälfte des zweckmäßig ausgesäeten reinen Saamens eben so viele Pflanzen, als von der doppelten Menge, die mit den Zapfen ausgestreuet wird. — Die Saat mit reinem guten Saamen ist daher in dieser Hinsicht sicherer und wohlfeiler. Kann man aber keinen guten Saamen haben, so ist die Zapfenaussaat vorzuziehen. Die Zapfen müssen dann aber nach dem Aufspringen vermittelst eiserner Harken gewendet und dadurch zugleich bewirkt werden, daß der Saamen etwas mit Erde bedeckt wird. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Zapfenaussaat nur da angewendet werden kann, wo die Zapfen in der Nähe gesammelt werden. Ein weiter Transport würde die Zapfenaussaat sehr vertheuern.

A. d. Herausg.

kurzen Zeit, in der sie benutzt werden können, bleibt dies aber immer sehr kostbar.

Den gewöhnlich noch angegebenen Vortheil, daß der Zapfen dem ausgefallenen Saamenkorne sogleich Schutz gewähre, scheint man nicht hoch in Anrechnung bringen zu können, da er theils von weniger Wirkung ist, theils der Zapfen, bei gehörigem Wenden, gar nicht da zu liegen kommt, wo der Saamen ausfällt. Im Ganzen gehet die Meinung des Verf. dahin, daß da, wo es möglich ist, den reinen Saamen ohne große Aufopferung gut zu gewinnen, es allerdings in vielen Fällen besser ist, mit ihm die Saat vorzunehmen, daß es auch Fälle geben kann, wo die Zapfensaat ganz unzweckmäßig wäre, daß aber eben so viele gelungene Kulturen auf die eine, wie auf die andere Art gemacht sind, und, zumal wo Saame genug ist, man diejenige vornehmen mag, welche am wenigsten Kosten verursacht, und welche als die bequemste eingeführt ist, wenn sonst nicht Umstände eintreten, welche sie verbieten. In der hiesigen Gegend, bei den ungeheuern Forsten, werden beinahe unter allen Umständen nichts als Zapfensaaten gemacht, und sie hat eine so große Menge der gelungensten Kulturen aufzuweisen, als irgend eine. Daß dies in andern auch von reinen Saaten gesagt werden kann, ist bekannt.

7) Der Kostenbetrag muß natürlich nach dem Stande des Arbeitslohns in jeder Gegend sehr verschieden seyn, und ändert sich auch in dieser nach dem Bedürfnisse der Arbeiter sehr häufig ab. Um eine gewisse

Grundlage bei dieser Berechnung zu haben, muß man den Lohn eines Tagearbeiters, und für die Arbeit von ein paar Pferden oder Ochsen, bei Veranschlagung der Fuhren bestimmen können. Hierbei darf man aber nie vergessen, daß es selten vortheilhaft ist, bloß Männer und eigentliche Tagelöhner zu Kulturarbeiten zu verwenden, sondern daß sie gewöhnlich zweckmäßiger durch Weiber und Kinder verrichtet werden. Es ist überhaupt sehr fehlerhaft, daß das weibliche Geschlecht zu sehr von der Theilnahme an groben Handarbeiten ausgeschlossen wird, und läßt sich bloß dadurch erklären, daß die frühere Unvollkommenheit der Maschinen bei dem Spinnen und Weben verursachte, daß dasselbe bei diesen Geschäften zu sehr in Anspruch genommen wurde, als daß es sich andern widmen konnte. Der Ueberschuß an weiblichen Geschlechte, welcher durch die vielen Kriege entstanden ist, läßt es aber schon jetzt immer mehr an dem sonst ausschließlich männlichen Geschäfte Theil nehmen, zumal, da das Militair so viele Hände der Arbeit entziehet. Ein tüchtiges Bauermädchen hat oft mehr Kräfte, als ein alter Tagelöhner; und die Erfahrung zeigt, daß alle solche Arbeiten, wozu Accuratesse und Aufmerksamkeit nöthig sind, viel besser durch das weibliche Geschlecht verrichtet werden, als durch Männer, welche immer weniger Sorgfalt anwenden. Weiß man den Betrag des Lohns für einen Arbeitstag, so muß man auch wissen, wie viel ein Arbeiter in einem Tage verrichten kann, um darnach die Verdingung und Veranschlagung vorzunehmen; denn höchstens nur bei dem Einsetzen der Pflanzen ist

die Belohnung der Arbeiter nach Tagelohn zu billigen, da es viel leichter ist, bei dem Accorde zu controlliren, daß die Arbeit gut und tüchtig gemacht werde, als daß jeder Arbeiter die möglichste Mühe und Fleiß anwende. Der Billigkeit gemäß ist es jedoch, den Accord so einzurichten, daß, als die Zeit einer Tagearbeit, höchstens zehn Stunden gerechnet werden, und daß dem Arbeiter für eine längere Arbeitszeit und für die Anwendung von mehr als gewöhnlichem Fleiße auch mehr vergütet wird. Dies ist wieder ein Vortheil des Verdungs, indem es Gelegenheit giebt, zum Fleiße aufzumuntern, da man den Fleißigen belohnt und sein Schicksal verbessert. Andere Vorzüge desselben sind noch, daß man eine genauere Kontrolle der Verwendung der Kultur-Gelder, und eine größere Sicherheit, daß die bewilligten Summen nicht überschritten werden, und doch die bestimmte Arbeit gewiß gemacht wird, erhält.

Es ist bei einiger Aufmerksamkeit nichts leichter, als daß auf diese Art auch der unwissendste Förster die bestimmtesten Anschläge von den Kulturkosten, anfertigen kann, so oft sie sich auch nach dem örtlichen Verhältnisse abändern; denn er darf nur einige Stunden unter sorgsamer Aufsicht arbeiten lassen, um zu wissen, was in jeder verrichtet werden kann, und darnach im Stande zu seyn, die Lohnung der Leute in acht oder zehn Stunden zu bestimmen, je nachdem die Jahreszeit ist. Die Zeit, welche die Leute zubringen müssen, um bis an den Ort der Arbeit zu kommen, sollte ihnen dabei aber billigerweise immer mit zu gute gerechnet werden.

Es mögen hier einige Erfahrungen in Betreff der Kieferkulturen stehen.

Einen preuß. Morgen (25,920 rheinl. □Fuß) in Rinnen zu hacken, wo die Rinne zwei Fuß breit ist, und zwei Fuß Zwischenraum stehen bleibt, und wo bloß der Rasen drei Zoll dick abgeschält wird, ohne die Erde aufzulockern, bedarf ein tüchtiger Arbeiter in leichtem Boden ohne Steine, und Wurzeln, bei nicht zu fester Rasenbedeckung, zwei und einen halben Tag, oder 25 Stunden. Den Arbeitslohn für den Tag zu 6 gGr. gerechnet, würden ihm deshalb 15 bis 16 Gr. dafür zu bewilligen seyn.

Ist der Boden mit Unkraut oder zu festem Rasen bedeckt, so muß er zu dieser Arbeit drei bis drei und einen halben Tag verwenden, und der Lohn auf 18 bis 21 Gr. erhöhet werden.

Ist hohes Heidekraut, Wurzeln u. dgl. vorhanden und der Boden fest, so werden vier bis sechs Tage Zeit erfordert und die Erhöhung des Lohns muß daher bis zu 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. steigen.

Bei der plattweisen Saat ist in leichtem Boden, bei drei und vier Fuß Verband, wenig Unterschied, da die Arbeit nicht so rasch von der Hand gehet, wenn auch die Fläche des wund zu machenden Bodens nicht so groß ist, als bei der streifenweisen Saat. Bei schwierigerem Boden wird der Arbeiter aber leichter fertig, und die Kosten einer solchen Wundmachung können nie über 20 Gr. bis 1 Thlr. für den preuß. Morgen zu stehen kommen.

Die Erfahrung hat hierbei gelehrt, daß es sehr

nützlich ist, oder zu dieser Arbeit nöthigen Rasenhacken selbst zweckmäßig anfertigen zu lassen, um sie den Arbeitern zu geben. Eine solche Rasenhacke, welche zu dem beabsichtigten Gebrauche vollkommen zweckmäßig seyn soll, findet sich in der Regel gar nicht in der Haushaltung eines Tagelöhners vor. Eine sogenannte Rodehacke ist vorn auf der Schärfe bei weitem zu schmal, um viel damit verrichten zu können. Eine Kartoffelhacke, oder jede andere, welche bei der Landwirthschaft gebraucht wird, ist dagegen zu leicht und zu schwach, um damit bei Unkraute, Wurzeln oder festem Boden irgend etwas machen zu können. Gute Zahngehacken, wie sie hier genannt werden, müssen eine sehr scharfe und gut verstählte Fläche von 10 bis 12 Zoll Breite haben, wogegen die Höhe nur 4 Zoll, ohne das Oehr, seyn darf, und müssen stark genug seyn, um die nöthige Kraft bei dem Aufbrechen der Wurzeln u. s. w. zu haben und schwer genug, um die Rasenhacke durch das eigene Gewicht bei dem Niederfallen zu durchschneiden. Fehlen diese Instrumente, und der Arbeiter bringet die seinigen mit, so verrichtet er wenig, und wird entweder ganz abgehalten, die Arbeit zu übernehmen, oder muß mehr dafür verlangen. Es ist daher eine große Erleichterung und Ersparniß immer die zur Kultur nöthigen Instrumente selbst anzuschaffen und zu unterhalten, anstatt dieses dem Arbeiter bei dem Lohn mit zu bezahlen und zu vergütigen.

Die Kosten des Aufpflügens bei Boden, wo sich demselben kein Hinderniß entgegen setzt, werden hier pro Morgen mit 12 bis 16 Gr. bezahlt. Unreinen Boden muß man gar nicht aufpflügen, da die Verei-

lung durch Menschenhände zweckmäßiger und wohlfeiler ist.

Das Sammeln der Kiehnäpfel kostet für den Berliner Scheffel von 3 gGr. 3 Pf. bis 6 gGr., wofür sie auf den Höfen der Abnahme geliefert werden müssen.

Der Fuhrlohn auf der Chaussee, inclusive des Aufladens und Abladens, wird auf die Meile für den Schfl. mit 9 Pf. bis 1 gGr. bezahlt.

Zwei Mädchen besäen in einem Tage etwa drei Morgen. Dieselben erhalten dafür 6 gGr., welches auf den Morgen 2 gGr. 8 Pf. beträgt.

Das Kehren kommt auf 6 Pf. bis 1 gGr. pro Morgen bezahlt. Nur dürfen die Furchen nicht zu beiden Seiten, sondern in den Furchen lang gekehrt werden.

Dies wäre Nachricht, was der Verf. über die Saat der Kiefern sagen zu können glaubt, und mag sie nach sechzehnjährigen, unter wiederholten Beobachtungen und genauesten Erfahrungen, also wahr, für die Gegend in welcher er lebt, anerkannt. Niemanden macht er jedoch unbedingt auch für andere Oertlichkeiten diesen Satz glauben, sondern nur, es zu prüfen, zu bezweifeln und, nöthigen Falls, zu berichtigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

2) Beschreibung eines neuen Wolfs- und Fuchsfanges.

Von den ältesten Zeiten her, sind die Jäger bemühet gewesen, Fang-Apparate zu erfinden, um die Wölfe und Füchse, welche für die Jagd und selbst für die Landwirthschaft schädlich sind, zu vermindern, und erstere, wo möglich, ganz zu vertilgen. Diese Fang-Apparate sind, wie jedem gebildeten Jäger bekannt seyn wird, mehr oder weniger sinnreich ausgedacht und eben so auch mehr oder weniger der Erwartung entsprechend.

Zum Fang der Füchse im Winter leistet das Schwanenhalseisen, durch die Hand eines geschickten Jägers gelegt, unfehlbar den besten Dienst; es lassen sich täglich, und wenn man die jungen Füchse im Frühjahre auszugraben sucht, diese Raubthiere, die der Jagd sehr nachtheilig sind, leicht bis zur Unschädlichkeit vermindern. Der Fang der bei weitem schlaueren Wölfe aber, ist bisher noch immer sehr unsicher und schwierig gewesen, obgleich vielerlei Fangmethoden erfunden und in Anwendung gebracht worden sind. — Die meisten von diesen Methoden findet man deswegen unsicher, weil sie darauf berechnet sind, daß der Wolf zu dem für ihn hingelegten Cadaver oder der Kirrung durch eine,

immer zu enge, Oeffnung in den Fanggarten oder Fangplatz kommen und durch die von oben herunterfallende oder von der Seite zuschlagende Thür in demselben gefangen werden — oder, daß er über eine niedrige Lücke im Zaune in die Einöde springen, und in der hinter dieser Lücke im Fanggarten angebrachten Grube sich fangen soll. Dies thut der Wolf aber nur beim äußersten Hunger, und eben so wenig gern versteht er sich dazu, die auf eine Fanggrube gebundene Richtung anzunehmen, oder den Stellbracken einen gelegten Schlagnetz anzufassen.

Man ist daher auf den Gedanken gekommen, die Wölfe durch Krähenaugen, nuces vomicae oder durch Arsenik, zu vergiften, und hat dieses Mittel in mehreren Gegenden, mit glücklichem Erfolg, in Anwendung gebracht. — Weil aber bei dem vergifteten Cadaver auch manches nützliche Hund seinen Tod fand, und die vergifteten Wölfe, wenn das Gift langsam wirkte, nicht denjenigen Jäger, welcher die Vergiftung besorgt hatte, zu Theil wurden, und das Vergiften der Cadaver selbst mit sonst mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden ist; so wurde leicht auch diese Methode nur sparsam in Ausübung gebracht, und die Verminderung der schädlichen Wölfe überhaupt an vielen Orten, nicht so thätig betrieben, als es die Nothwendigkeit erfordert.

Die vorhin gerügte Unvollkommenheit der bisher bekannt gewesenen Fangmittel hat mich daher veranlaßt, einen Apparat zu erfinden, der die erwähnten Mängel nicht hat, der folglich der Erwartung ganz entspricht

und zugleich mit geringen Kosten in jedem Forstrevière angebracht werden kann.

Dieser Apparat läßt sich auf zweifache Art anwenden

a) zum Fang vermittelst eines Geschleppes, und

b) zum Fang vermittelst einer Kirrung oder eines hingelegten Cadavers.

Im ersten Falle wird der Wolf, der dem Geschleppe folgt, unfehlbar gefangen, und im andern Falle ist er seiner Freiheit beraubt, sobald er die Kirrung annimmt.

Erster Abschnitt.

Beschreibung des Wolfsfanges vermittelst eines Geschleppes.

Es ist bekannt, daß der Wolf vorzüglich gern auf den Alleen, Gestellen und Fahrwegen trabt, und daß manche Wege von jedem Wolfe, der in die Gegend kommt, besucht werden. Hat nun der Jäger einen solchen Wechsel oder Paß auf einer Allee oder auf einem Stell, oder Fahrwege ausfindig gemacht, so kann er auf denselben den Wolfsfang anlegen, und versichert seyn, daß jeder Wolf, der diesen Weg passirt, unfehlbar gefangen wird.

Der Fangapparat wird auf folgende Art gemacht. (Man sehe die Zeichnung Tab. I.)

An

An einem Orte, wo der Stellweg durch ein 15 bis 20jähriges Dickicht läuft, lasse man zu beiden Seiten des Stellweges — jedoch einander gerade gegenüber — einen 14 bis 16 Zoll dicken und 19 Fuß langen, geraden, mit Rinde noch bedeckten Stamm bei a und b so eingraben, daß er 14 Fuß aus der Erde steht, also 5 Fuß in die Erde kommt. In den oberen Theil eines jeden dieser Portal-Stämme, wovon einer Tab. II. litr. f gezeichnet ist, muß aber vorher ein 4½ Zoll breiter und 9 Zoll tiefer Einschnitt gemacht, eine 6 Zoll im Durchmesser haltende, hölzerne Rolle mit zwei Rinnen darin angebracht, und der Stamm bei a Tab. I. so gesetzt werden, daß die Rolle mit dem Stellwege parallel kommt; der Stamm b aber muß so gedrehet werden, daß die Rolle nach der Linie bc läuft.

Nun messe man 100 Fuß längs dem Stellwege ab, und lasse da ebenfalls zwei Stämme, d und e, wie die vorhin beschriebenen, zu beiden Seiten einsetzen.

Sind diese 4 Portal-Bäume gesetzt, so lasse man von einem zum andern, quer über den Stellweg, einen 2½ Fuß breiten und 1½ Fuß tiefen Graben so machen, daß die Portal-Bäume, Tab. III a, in der äußern Hälfte des Grabens stehen. In jeden dieser Gräben kommt nun eine hölzerne Rinne, die 10 Zoll im lichten tief und 10 Zoll breit, und aus 1½ Zoll dicken Bretern zusammengesetzt seyn muß. Diese Rinne, die zu beiden Seiten 1½ Fuß länger ist, als die Portalbäume von einander stehen, wird mit einem 1½ bis 2 Zoll dicken und 10 Zoll breiten Brett so bedeckt, daß auf der Seite nach dem Wolfsfange hin ein Spalt von 2 Zoll bleibt, wel-

ches durch zwey, an beiden Enden der Rinne quer über gelegte, Brettstücke bewirkt wird. In jede dieser Rinnen kommt ein Tuch, das 11 Fuß breit oder hoch, und 3 Fuß länger seyn muß, als die Portal-Bäume von einander entfernt stehen.

Dieses Tuch besteht aus zwar grober, aber doch fester dauerhafter Leinwand, wovon drei oder vier Blätter an einander genähet werden müssen, um die gehörige Breite zu erhalten. Damit aber dieses Tuch an den Seiten nicht einreißen kann, so wird eine Sieme, Schnur oder Leine, von der Dicke einer Federpose, rund um eingesäumt. Hierauf werden oben und unten, das heißt auf den langen Seiten, in der Entfernung von 2 Fuß, $1\frac{1}{2}$ Fuß lange doppelte Siemen oder Schnüre angenähet, um das Tuch anbinden zu können, und an den beiden schmalen Seiten werden, in der Entfernung von 1 Fuß, ganz leichte eiserne Ringe, die $3\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haben müssen, so angenähet, daß sie, wenn das Tuch aufgerichtet steht, horizontal sind, und eine Stange durch sie geschoben werden kann. Diese Ringe lassen sich am besten befestigen, wenn sie mit der Saumleine zugleich eingenähet werden.

Um nun dieses Tuch, welches den Weg sperren soll, unten in der Rinne anbinden zu können, werden in derselben, alle 2 Fuß, eiserne, $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haltende, leichte Ringe angebracht, durch welche die am Tuch befindlichen Bänder gezogen und festgebunden werden.

Außerdem ist eine $1\frac{1}{4}$ Zoll dicke und $3\frac{1}{2}$ Zoll hohe Latte von leichtem Holze nöthig, um den oberen Theil des Tuches daran befestigen zu können. Durch diese

Latte werden in der Entfernung von 2 Fuß Löcher so gebohrt, durch welche die am oberen Theile des Tuches befindlichen Bänder gesteckt und festgebunden werden. — Damit aber, wenn das Tuch in der Rinne liegt, und die Tuchlatte in dem 2 Zoll weiten Spalt sich befindet, keine Nässe in die Rinne kommen kann, so wird auf diese Latte eine andere, Tab. III. b, die 4 Zoll breit und nur ½ Zoll dick seyn muß, genagelt, so daß, wenn das Tuch in der Rinne liegt, die Oberfläche der Rinne überhaupt 1½ Zoll tiefer, als die Oberfläche des Stellweges ist, damit durch darauf gelegte dünne Rasen und Moos die Rinne mit dem Stellwege ganz gleich wird. Endlich wird 1 Zoll vor jedem Portal-Baume eine, 2 Zoll dicke, und 12 Fuß lange, glatt gehobelte, aber mit nasser Erde gefärbte, Stange c. so angebracht, daß sie alle Ringe des Tuches faßt, und daß diese Ringe, wenn das Tuch in die Höhe fährt, (Tab. III. a.) an dieser Stange rasch sich in die Höhe ziehen lassen. Diese Stange steht, mit dem untern Theile in einem, in dem Grundbrette der Rinne angebrachten, Loche, und mit dem oberen Theile ist sie, bei 11 Fuß Höhe, an den Portal-Baum, vermittelst eines 1½ Zoll breiten Ringes h, so befestigt, daß die Stange nach Belieben weggenommen und eingesteckt werden kann. Dieser Ring muß zur Seite ein Loch haben, damit durch dasselbe ein starker eiserner Nagel in die ebenfalls mit einem Loche versehene Stellstange gesteckt und dadurch das in die Höhe Ziehen dieser Stange verhindert werden könne. Auch muß an beiden Enden der Latte, woran das Tuch befestigt ist, ein 1½ Zoll großer, eiserner Ring d, Tab. II. und III. angebracht wer-

den. In diesen Ring kommt ein eiserner Haken, welcher an der Leine befestigt ist, die den 100 bis 120 Pfund schweren Gewichtklotz e, Tab. II. und III., halten muß. Diese Gewichtleine muß einen Zoll dick und so lang seyn, daß, wenn das Tuch in der Rinne liegt, der Gewichtklotz ½ Fuß unter der Rolle hängt. Damit aber der Gewichtklotz vorerst nicht herunter fallen und die Stellung des Apparates durch Einen Jäger bewerkt werden könne; so muß ganz unten am Portalbaume ein eiserner nach unten gekehrter Haken, Tab. II. c., angebracht werden, in welchen der an der Gewichtleine befindliche Haken vorerst eingehängt und so das Herunterfallen des Gewichtklotzes verhindert wird.

Dieser Haken muß aber an der Seite und so angebracht werden, daß er die Ringe am Tuche nicht hindert, schnell in die Höhe zu fahren.

Nun ist der Apparat fertig, wodurch der Stellweg oben und unten versperrt werden soll. Es fehlt nur noch der Mechanismus, wodurch die beiden Tücher in Bewegung gesetzt werden können. Dazu dient folgende sehr einfache Vorrichtung:

In der Mitte zwischen den beiden Fangportalen bei c, Tab. I. werden, zur Seite des Stellweges, zwei 8 bis 10 Zoll dicke, mit Rinde noch bedekte Reidel oder Pfähle 4 Fuß tief und so eingesetzt, daß sie 9 bis 10 Fuß über der Erde messen und 2 Fuß 6 Zoll von einander entfernt stehen. Zwischen diese Reidel a und b, Tab. III., wird 1 Fuß 6 Zoll über der Erde, eine, ebenfalls mit glatter Rinde versehene, 6 Zoll dicke Walze c. angebracht, und oben werden beide Reidel durch einen starken Querriegel d

auf welchem sich 4 hölzerne Rollen, von 5 Zoll Durchmesser, befinden, verbunden.

Zwei von diesen Rollen laufen mit dem Stellwege in gleicher Linie; die andern beiden müssen aber so gerichtet seyn, daß die eine nach dem Portalbaume bei b, und die andere nach dem Portalbaume bei c, Tab. I. zeigt. Es kommt also erst eine nach a. laufende, dann eine nach b. zeigende, dann wieder eine nach a. laufende und dann eine nach c. zeigende Rolle.

In der Mitte der Walze wird ein, 2½ Fuß langer und 2½ Zoll dicker, runder Schwengel e. Tab. III. angebracht, der vorn mit Eisen beschlagen und mit einem 3 Zoll langen, unten kugelförmig gefeilten, ½ Zoll dicken eisernen Stifte versehen ist. Gerade vor diesem Schwengel wird ein, 2½ Zoll hoher, hölzerner Block f. fest in die Erde geschlagen, die Spitze desselben mit einem eisernen Nagel, dessen Kopf ½ Zoll breit und halbkugelförmig gefeilt seyn muß, versehen; und der Block gerade so angebracht, daß den Schwengel e. beym Herumlaufen der Walze ihn nicht trifft, sondern etwa einen Zweihalbzoll breit vor ihm vorbei fährt.

Noch sind zur Stellung zwei vollkommen runde und glatte Kugeln nöthig. Die eine, g. Tab. III., die von Eisen gemacht wird, ist 2½ Zoll im Durchmesser, und die andere, h., die von Blei seyn muß, ist 2½ Zoll dick. Beide müssen sauber abgedrehet und recht glatt gemacht werden. Jede dieser Kugeln erhält einen kurzen eisernen Stift, mit einem Oehr oder einer Zarge von ½ Zoll im Durchmesser.

Diese beiden Kugeln werden durch einen starken Bindfaden von 6 Zoll Länge mit einander verbunden, und

in der an der Bleikugel befindlichen Zarge werden noch außerdem 10 bis 12 Fangschnüre befestigt, die von vierfachem starkem Zwirn seyn und durch Theile von Strohhalmen gezogen werden müssen, damit jede Fangschnur einen langen Strohhalme ähnlich sehe.

Endlich sind noch Zugleinen nöthig, um den Apparat fängisch zu stellen. Diese Leinen müssen von Hanf gemacht, einen kleinen Finger dick und so lang seyn, daß, wenn man sie an die auf der Erde ruhenden Gewichtklötze bindet, und sie über die Rolle am Portalbaume und über die Rollen auf der Stellung zieht, sie alsdann noch bis zum Schwengel an der Walze reichen; wo je zwei Leinen, nemlich die, welche ein Tuch heben sollen, zusammengeknüpft werden. Doch ist es gut, wenn jede Leine $1\frac{1}{2}$ Elle länger ist, weil sie durch das starke Schnellen beim Herunterfallen der Gewichtklötze sonst gern entzwei reißen.

Außer diesem Mechanismus, wodurch, wie ich nachher zeigen werde, das schnelle Aufziehen der Tücher, und die Sperrung des Stellweges bewirkt wird, muß nun auch der Raum neben dem Stellwege gesperrt werden. Dies geschieht, indem man zu beiden Seiten des Stellweges, von den Portalbäumen an, flache Bogen mit dicht an einander gerückten Pallisaden besetzen läßt. Diese müssen $2\frac{1}{2}$ Fuß in der Erde stehen, daß sich der Wolf nicht unten durchgraben kann, und müssen 10 Fuß hoch seyn. Am besten ist es, wenn man dazu 5 bis 8 Zoll dicke Stämme oder Reibel nimmt, und sie, mit der Rinde, rund einsetzen läßt, damit sie nicht blenden.

Dem Stellapparate gegenüber, bei f Tab. I. läßt man eine kleine Thür anbringen und auf der andern Seite des Stellweges bei g wird eine Fanggrube gemacht. Diese muß längs dem Zaune 12 Fuß, und, rechtwinkelig vom Zaune gemessen, 10 Fuß im Lichten haben, 9 Fuß tief seyn, und mit nahe an einander gerückten 14 Fuß langen Pallisaden ebenfalls so bekleidet werden, daß die Pallisaden 4 Fuß über der Erde hervorragen, also von außen kein Thier hinein fallen kann. Zum Einsprung in diese Fanggrube wird im Zaun, welcher den Fanggarten umgiebt, gerade in der Mitte vor der Grube bei h, eine 3 Fuß breite Lücke gemacht, wo die oben zugespitzten Pallisaden nur 3 Fuß hoch sind, damit der im Garten gefangene Wolf zwar leicht hinüber springen, aber doch die Fanggrube vorher nicht sehen kann.

Von der Stellung des Apparates.

Die Stellung dieses Apparates zum Fange, wozu eine 6 Fuß hohe Leiter nöthig ist, geschiehet auf folgende Art:

Man nimmt die Tuchlatte und das Deckbrett von der Rinne weg, legt die Tücher in die Rinne, und bindet sie auf die Sohle der Rinne und an die Tuchlatte an, nachdem die Stellstangen zu beiden Seiten durch die Ringe am Tuche und am Vortelbaume gesteckt und oben, vermittelst des vorhin erwähnten eisernen Nagels oder Stiftes, festgestellt worden sind. Ist dies geschehen, so werden die Gewichtklötze in die Höhe gezogen, und die Gewichtleinen in die unten an den Vortelbäumen

befindlichen, Haken gehängt. Hierauf werden die, ebenfalls an die Gewichtklötze angebundenen und in die andere Rinne der Rolle gelegten Zügleinen, vermittelst der Walze bei c, scharf angezogen. Dies geschieht, indem die zusammengeknüpften 4 Zugleinen an die neben dem Schwengel c befindlichen 2 Zoll langen hölzernen Blöcke gehängt, und die Walze nun aufwärts so lange umgedreht wird, bis man merkt, daß die Zugleinen scharf angezogen sind und die Gewichtklötze tragen. Nun wird die eiserne Kugel g, Tab. III., zwischen den Stift des stark aufdrückenden Schwengels und den Stellblock f gebracht, die bleierne Kugel h, auf den, oben mit einer ½ Zoll großen glatten, gleichen Fläche versehenen, Schwengel gelegt, und die an den Gewichtleinen befindlichen Haken in die an der Druchlatte befestigten Ringe gebracht, nachdem zuvor die an die Bleikugel gebundenen und in der Entfernung von 1 bis 3 Fuß quer über den Stellweg gezogenen Fangschnüre an die am Saume des Stellweges stehenden Stangen, oder an fest eingeschlagene Pfählchen, so angebunden worden sind, daß die Fäden, wenn man Wölfe fangen will, 1¼ Fuß, wenn man aber Füchse fangen will, ⅔ Fuß von der Erde entfernt sind; welches durch untergestellte feine gabelförmige Reischen leicht bewirkt werden kann. Damit aber während des Anbindens der Stellfäden die Stellung nicht losschlägt; so muß bei der ersten Stellung Jemand die Bleikugel festhalten, bis die Stellfäden, welche gehörig angezogen seyn müssen, angebunden sind.

Nun ist die Stellung zum Fange fertig. Die leiseste Berührung eines solchen Stellfadens bringt die Bleiku-

sich aus dem Gleichgewichte: sie fällt herunter, und reißt die zwischen dem Schwengel und dem Stellblocke befindliche, mit ihr verbundene, eiserne Kugel g mit sich fort. Der Schwengel wird dadurch frei, und augenblicklich sind beide Tücher — wenn die Gewichtklötze schwer genug sind — in die Höhe gezogen, also die Ausgänge versperrt. Der durch das Geschleppe eines Hasenscheides oder eines Kadavers hieher gelockte Wolf oder Fuchs ist also gefangen und wird durch die Lücke in die Fangsgrube g. Tab. I. springen, wodurch ihm alle Mittel zur Rettung abgeschnitten sind.

Da die Entfernung der Stellfäden von den Tüchern 50 Fuß beträgt, so ist leicht zu ermessen, daß auf diese Art eine ganze Rotte Wölfe, die gewöhnlich nahe hinter einander traben, gefangen werden kann. Auch ist es nicht möglich, daß der Wolf bei diesem Fangapparate das mindeste Mißtrauen schöpfen kann, wenn nur der zunächst dem Stellwege befindliche Theil des Zaunes und die Portalbäume, durch vorgestecktes Strauchwerk, gehörig verblendet, und die Rinnen, worin die Tücher liegen, vorsichtig mit dünnen Rasen und Moos, oder mit Reis und Schaub bedeckt werden.

Ueberdies ist ein solcher Fangapparat auch nicht kostbar; die dazu nöthigen Tücher, die Leinen, die Rollen, die Kugeln, ꝛc. kosten höchstens 40 Rthlr., und der Arbeitslohn für Verfertigung der Rinnen und des Zaunes kann höchstens 25 Rthlr. kosten. Für diesen unbedeutenden Aufwand hätte ein solcher Apparat viele Jahre lang brauchbar, wenn man die Tücher und Leinen zur Zeit, wo man nicht fangen kann, nach Hause bringt und gehörig verwahrt.

Da die Wölfe im Sommer das Luder oder sonst eine Kirrung selten annehmen, aber doch dem Geschleppe folgen: so ist diese Art von Fang zu dieser Zeit vorzüglich anwendbar und sicher; es kann aber auch zu jeder andern Jahreszeit dieser Fangapparat mit dem glücklichsten Erfolge benutzt werden.

Daß ein solcher Stellweg, worauf der Fang angebracht ist, in einiger Entfernung vergraben und die Wanderung darauf verboten werden muß, versteht sich wohl von selbst. Doch ist es gut, wenn man bei Schnee eine Schlittenbahn durch den Fanggarten macht; die Wölfe folgen dieser gern, und sind dann noch weniger mißtrauisch.

Zweiter Abschnitt.

Beschreibung des Wolfsfanges vermittelst einer Kirrung oder eines hingelegten Kadavers.

Der im ersten Abschnitt beschriebene Fangapparat läßt sich auch anwenden, um Wölfe und Füchse vermittelst einer Kirrung zu fangen.

Es ist bekannt, daß die Wölfe vorzüglich bei dunkler Nacht das Luder annehmen, wo ihnen durch Schießen kein Abbruch geschehen kann; und daß sie überhaupt, wenn sie nicht sehr hungrig sind, nur dasjenige Luder suchen, das auf freien Plätzen nahe bei den Feldern liegt, weil sie sich unter diesen Umständen am sichersten glauben.

Will man daher Wölfe vermittelst der Kir-

rung oder beim Luder fangen, so kann dies durch meinen Apparat auf folgende Art geschehen:

Man wähle ein, an ein Feld, oder an eine große Wiese gränzendes Dickicht, und lasse, wenn sich nicht schon eine solche Lücke am Saume desselben befindet, eine unregelmäßig halbrunde Fläche, deren Durchmesser ungefähr 20 Fuß beträgt, von allem Holze entblößen. — Auf den Durchmesser, welcher am Saume des Dickichts hinzieht, lasse man, in der Entfernung von 20 Fuß, solche Portalbäume — die oben aber noch Zacken oder Aeste haben müssen — in gerader Linie eingraben, von Baum zu Baum Rinnen für die Tücher legen, und von den Eckbäumen an einen Zaun, und vor die Mitte des halbrunden Zaunes auch eine Fanggrube machen, wie ich alles dieses im ersten Abschnitte beschrieben und durch die Zeichnung Tab. IV. dargestellt habe. Hierauf bringe man, 60 Fuß von den Tüchern entfernt, bei a. den Stellapparat vorn im Dickicht an, von dem die 3 Zugleinen nach den 3 Portalbäumen b, c, d, e, f, gehen, vor deren jedem — wie beim vorigen Wolfsfange — eine Stellstange angebracht ist, woran sich die Ringe der Tücher in die Höhe bewegen, und wovon jeder der drei mittelsten Stangen die Ringe von zwei Tüchern fassen muß. Damit sich aber die Tücher gleich schnell in die Höhe ziehen, so müssen die Gewichtklötze an den drei mittelsten Portalbäumen, welche eine doppelte Last heben sollen, doppelt so schwer seyn, als an jedem der Eckbäume, und es ist dann auch nur Eine starke Gewichtleine nöthig, welche an die beiden Ringe der zusammen stehenden Tuchlatten befestigt wird.

Ist nun dieser Fanggarten fertig, so läßt man Ein oder mehrere Kadaver mitten auf den Fangplatz bringen, und befestigt an jedem derselben eine solche Fangschnur, wie diese im vorigen Abschnitte beschrieben worden ist.

Hierauf stellt man den Apparat fängisch, bedeckt die Tuchrahmen mit Rasen und Moos, oder mit Moos und Schnee, verblendet auch den verdeckten Theil des Zaunes mit hingesteckten Reisern, und wartet den Erfolg ab.

Kommt nun ein Wolf oder Fuchs, und bewirkt an einem der Kadaver, oder an der sonst göbbauchten Kierung, nur den mindesten Ruck; so schlägt die Stellung los, die Tücher werden augenblicklich in die Höhe gezogen und der Fang ist gemacht. Da hier der Zugang zum Luder sehr weit ist, so können die Wölfe nicht mißtrauisch werden, und fangen sich bestimmt, wenn sie Luder anzunehmen geneigt sind.

Wer sich den im ersten Abschnitte beschriebenen Fang machen läßt, der kann die dazu erforderlichen Tücher und Leinen auch zu diesem Apparate benutzen. Er darf sich nur noch zwei solche Tücher machen lassen, und wird die Auslagen dafür gewiß bald ersetzt bekommen, wenn er wie es die Umstände erfordern, bald den einen, bald den andern Fanggarten benutzt. Hat der Jäger vier solche Tücher, so kann er sich zwei Gärten zum Fang aufs Geschleppe und Einen zum Fang bei der Kierung anlegen, und die Wölfe und Füchse, welche sein Revier besuchen, bald wegfangen.

G. L. Hartig.

8) Ueber die vorzüglichsten Ursachen der Verminderung der Feldhühner, und über die zweckmäßigsten Mittel dagegen. Von dem Oberförster Freiherrn v. Weiser zu Schwarzenberg *).

Unter dem Federwild nimmt das Feldhuhn (Perdix cinerea) einen unbestrittenen, von Leckermäulern und Jägern gleich beachteten, Rang ein. — Erstern ist es ein allezeit lieber Braten, und letztern macht sein zahlreicher Besitz auf dem Jagdreviere um so mehr Vergnügen, je interessanter seine Jagd und je einträglicher seine Beute ist. Unstreitig gehört das Feldhuhn demnach zu derjenigen Wildart, deren pflegliche Schonung und zweckmäßige Hege keinem Weidmann von Metier erst anempfohlen werden sollte.

Leider aber bestätigt die Erfahrung wirklich sehr häufig das Gegentheil. In der Gegend wenigstens, in

*) Da die interessante Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen, welche vom Herrn Oberforstassessor Meyer herausgegeben wird, nur wenigen Preuß. Forstbeamten bekannt ist, so theile ich daraus diese beachtungswerthe Abhandlung mit.

A. d. Herausg.

welcher ich lebe, betrachtet man dieses Federwild bloß als ein gefälliges Naturgeschenk, das man zwar recht gern empfängt, zu dessen angemessener Schonung aber weiter nichts geschieht, als daß man sich begnügt, vom 1sten Februar bis 24sten August eine, obendrein oft schlecht gehaltene, Schonungszeit zu beobachten. — Begünstigten nicht wirkliche Zufälle die armen Feldhühner, sie würden in der That längst zur Seltenheit geworden seyn. —

Denn wahrhaft groß und unausgesetzt sind die Gefahren dieser friedlichen Bewohner unserer Fluren, und ich glaube nicht mit Unrecht, vielleicht mit Erfolg, darauf aufmerksam machen zu dürfen, wie wir es möglich machen können, uns den jährlichen sichern Besitz einer angemessenen Zahl dieses Wildes zu versichern. — Es giebt unter den Gefahren der Feldhühner solche, welche sich theils gänzlich, theils zum Theil heben oder doch verringern lassen, so wie es andere giebt, zu deren Beseitigung der Mensch nichts beitragen kann, die aber doch zum Theil in ihren Wirkungen weniger schädlich gemacht werden können. Zu den ersteren rechne ich:

1) die Bedachtlosigkeit, womit die Feldhühnerschonung und Jagd betrieben wird;
2) unverhältnißmäßige Menge von Raubzeug;
3) Wilddieberei;
4) Mangel an schützenden kleinen Remisen.

Zu den zweiten gehört:

5) ungünstige Lage;
6) ungünstige Witterung;
7) gewisse Betriebe der Landwirthschaft.

Zu 1). Die Bedächtlosigkeit, womit die Feldhühnerschonung und Jagd betrieben wird.

Hierher ist zu rechnen:

a) die meisten Theils nachlässige oder geringe Aufsicht der Jäger auf die Fluren, zur Zeit der Schonung. In der That ist das fleißige Begehen der Feldmarkungen, von den Jägern zur Zeit der Schonung, d. h. vom Frühjahre bis Herbst, eine wahre Seltenheit, weil kaum daran gedacht wird, die Felder in anderer Absicht, als der des Jagens zu betreten; oft ist es offenbar Trägheit, oft aber auch legale Verhinderungen, in beiden Fällen der Niederjagd zum wahren Nachtheil.

Ein vollkommener Jäger muß nothwendig eben so sehr darauf denken, die möglichen Nachtheile von seiner Jagd zu entfernen, als ihre pflegliche und beste Benutzung zu erhalten, und nur seine Gegenwart, nur sein Auge ist im Stande, hier zu wirken. Wie mancher Bauerhund durchstöbert die unbeschützten Fluren, und zerstört mit Begierde die Eier, die junge Brut, wohl selbst die brütende Henne, die er wirkend gefunden! Wie manche Katze hat zu jener Zeit den vollkommensten Freibrief zur mörderischen Jagdausübung, bis sie im Spätherbst auf dem längstgewohnten Pürschfang endlich, wiewohl zu spät, erlegt wird.

Wie mancher Nachtheil geschieht dem Niederwild, das der Zügellosigkeit der Landleute beständig bloß gegeben ist, die sich wohl gar aus Bosheit oder Schadenfreude die gröbsten Excesse im Vernichten der besten Aussichten erlauben, während durch ein fleißiges und in der Tages-

zeit abwechselndes Besuchen des Jägers so manches nachtheilige Unternehmen unterbleibt.

Jeder aufmerksame Jäger kennt gewisse besondere Lieblingspläne der Feldhühner in der Feldmarkung; diese öfters in der Brütezeit zu besuchen, sei er besonders bemühet. Insbesondere durchschleiche er öfters am Abend, oder früh Morgens, die Feldraine in der Nähe von Dünger, und gewiß hat er Gelegenheit, manche lauernde Katze unschädlich zu machen.

In manchen Gegenden ist das freie Herumlaufen der Hunde auf den Feldern, während der ländlichen Verrichtungen ihrer Herren, durch Nachlässigkeit der Jäger, besuche privilegirt. Wie nachtheilig das sei, bedarf wohl keines Beweises. Durch ein paar Opfer ist dem Unwesen bald gesteuert, und schnell suchen die Bauern verreckte Ketten hervor, um die Wächter ihres Hofes wieder in den ihnen einzig gebührenden Beruf zu versetzen, wenn sich an ein paar Spitzen die gute Büchse bei der Heimkehr aus dem Forste erprobt hat.

Uebrigens ist mancher regierende Hofhund durch die Gewalt der Eier, Hühner, der Butter, des Schmalzes u. zum Zerstören der schönsten Jagdhoffnungen privilegirt; und leider wissen die Bauern nur gar zu oft, durch dergleichen drastische Mittel, dem Erschießen ihrer Hunde zuvorzukommen.

b) Die Unaufmerksamkeit auf die Paarhühner.

Der Waidmann von Metier hat gewiß die Erfahrung bestätigt gefunden, daß in der Regel unter einer Kette Feldhühner immer ein größeres oder geringeres Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen

Ge-

Geschlechte obwaltet. Meistens ist das männliche Geschlecht das zahlreichere, und nichts ist natürlicher, als daß hierdurch die Begattung ungemein leidet, da die Feldhühner bekanntlich die Vielweiberei eben so sehr, als die Vielmännerei, verachten.

Eine Kette, deren Gesammtzahl z. B. 15 Stück ausmacht, worunter jedoch, und dies im glücklichsten Fall, 9 Hähne sind, hat folglich nur 6 Hennen. Es ist aus der Erfahrung bekannt, daß zur Paarzeit, wenn die Kette sich trennt, immer mehrere Hähne, gewöhnlich zwei, um eine Henne streiten, einander den Rang abzulaufen suchen, und dadurch gewöhnlich das Paarungsgeschäft hintertreiben, oder doch die Henne so turbiren, daß sie ihre Eyer nicht zu Neste bringt, sondern vereinzelt und ruinirt. Es ist gewiß und aus der Erfahrung bestätigt, daß das Getrenntbleiben der Henne hierin seinen ersten Grund suche. Rathsam und sehr zweckmäßig ist es daher, zur Paarzeit mit dem Hühnerhunde die Felder zu durchsuchen, und die überflüssigen Hähne wegzuschießen.

Bekannt ist es, daß die Feldhühner zu dieser Zeit vorzüglich gut halten, und wenn man den Hund mit gutem Wind anbringen kann, so ist es leicht, den oder die überflüssigen Hähne bald zu entdecken. Man kann dies zugleich als ein vorzügliches, wohl das beste, Uebungsmittel für Hühnerhunde betrachten, die im Vorstehen nicht ganz fern sind. Hat man einige Male vor ihnen mit Erfolg im Sitzen geschossen, so gewöhnen sie sich bald und gern an die so nöthige Ausdauer. Hierbei, und vorzüglich, wenn der Hund sehr kurz und nahe steht, es an der nöthigen Vorsicht nicht fehlen zu lassen, um den

selben nicht zu verleiten, darf ich wohl nicht erst erwähnen *).

Sehr zu empfehlen ist es übrigens, dieses Wegschießen der überflüssigen Hähne nicht durch hitzige oder unerfahrene Jäger unternehmen zu lassen, indem sonst manche arme Henne dem Tode geopfert werden dürfte. Ein geübtes Auge wird an der lichteren Rückenfarbe den Hahn ohne Schwierigkeit schnell erkennen, und ein wohl angebrachter Schuß bezweckt sodann die ungestörten und fruchtbaren Hymenäen durch Beseitigung des zudringlichen Liebhabers.

c) Der allzu frühe Jagdanfang.

Kaum können leidenschaftliche oder habsüchtige Jäger den Bartholomäitag erwarten, um die Fluren zu durchrennen, und auf jedes sich zeigende, oft halbwüchsige, Hühnchen zu knallen. Wie nachtheilig ein solches Verfahren aber sei, ist dem echten Waidmann wohl bekannt. Der Unschicklichkeit nicht zu gedenken, daß mancher Weizen-, Dinkel- oder Haferacker dadurch zum Nachtheil des Landmanns oft übel mitgenommen wird, gereicht es schon deshalb zum größten Nachtheil, weil noch zu dieser Zeit viele Ketten so unansehnlich sind, daß manches alte Huhn von dem raschen Hunde im hohen Getreide gefangen oder beim Aufstehen von dem Jäger erlegt wird. Ist aber die Mutter von den Jungen weg, so ist die Kette so gut als vernichtet. Theils sind le-

*) Ich weiß den Fall gar wohl, daß ein etwas rascher, sonst trefflicher Hund, der sehr kurz stand, von dem nachbrennenden Schuß beim Vorspringen erreicht und getödtet wurde.

tere noch so ungeschickt im Waidlen, theils werden sie, besonders wenn auch der Hahn fehlt, bei ihrer Vereinzelung eine sichere und leichte Beute der Raubvögel und Raubthiere überhaupt. Daß um Bartholomäi, d. i. den 24. August, welcher Tag leider! in den meisten Gegenden zum Anfang der niedern Jagd bestimmt ist, noch viele unerwachsene Kitten gefunden werden, ist um so zuverlässiger, je häufiger die erste Brut durch gewisse ökonomische Betriebe zerstört wurde. Die zum zweiten Male brütende Henne wird gar oft noch um diese Zeit auf Eiern gefunden, oder sammelt ihre Jungen noch unter ihren Flügeln.

Wem daher die Wohlfahrt seiner Jagdreviere lieb, wem die Einträglichkeit derselben schätzbar, und wem das Vergnügen der Jagd selbst theuer ist, der wird bis Mitte Septembers die Flinte ruhig am Nagel lassen. Wer nicht zu schonen weiß, verdient auch nicht zu jagen, und mir gilt nur Der für einen braven Waidgenossen, der zuerst an die Wohlfahrt seiner Reviere, und dann erst an die Benutzung derselben denkt.

a) Der zu starke und zweckmäßige Jagdbetrieb.

Wenn die Hühnerjagd so unmäßig betrieben wird, daß man so lange fortfährt zu schießen, bis sich nichts mehr zeigt, so schlägt man, nach mathematischen Gesetzen, dem Faß den Boden aus. Also nur mit Ziel und Maaß.

Das Hühnerfangen war noch vor 20 bis 30 Jahren, wohl noch später, viel gebräuchlicher, und ich darf auch wohl sagen zweckmäßiger, wenn auch anstrengender und mühsamer. Insbesondere erfordert besonders das Fangen mit dem Treibzeug, nach meiner Ueberzeu-

fang zwar ziemlich Mühe, aber die ungetheilte Aufmerksamkeit, die man darauf zu verwenden hat, das mitunter schwierige und auch künstliche Manövriren, um die Kette an den bestimmten Punkt zu leiten, ist dabei mit so viel Vergnügen verbunden, besonders, wenn bei dem Schlußakt die ganze Mitte zur beliebigen Auswahl in dem Hamen ist, daß man reichen Ersatz dafür erhält.

Das Hühnerfangen scheint aber gegenwärtig ziemlich aus der Mode gekommen zu seyn, und man findet es nicht angenehmer und bequemer, mit dem Hühnerhunde die Kette aufzusuchen, zu sprengen und vereinzelt mit der Flinte zu erlegen. Ich gestehe selbst, daß es eine meiner liebsten Jagdunterhaltungen ist, und ich gedenke dabei so manches frohen Tages, so mancher glücklichen Stunden. Inzwischen kann ich nicht bergen, daß ich gerade in dieser Jagdart den hauptsächlichsten Grund der immer gewissern Verminderung der Feldhühner setze.

Bei dem Fangen, besonders mit dem Treibzeug, welche unstreitig die zweckmäßigste, wenn auch künstlichste Art ist, erhalte ich meistens die ganze Kette, daher auch, was immer die Hauptsache ist, die alte Henne und auch den Hahn. Erstere ist nun das wahre neue Bevölkerungsprinzip. Je älter sie wird, desto zahlreicher ihre Nachkommenschaft. Achtungsvoll wird sie daher sogleich mit einer Tochter und zwei rüstigen Söhnen, aber nur mit Einem Sohne in Freiheit gesetzt, in so fern man nicht Willens ist, sie in der Kammer (von der ich weiter unten sprechen werde) während des gefährlichen Winters aufzubewahren. Den Hahn hingegen trifft, als den zu vermuthenden Verführer der Kette in andere Fluren

das Todeslos. Durch diesen Fang hat man daher nicht nur einen guten Erwerb gemacht, der zugleich mit Vergnügen verbunden war, sondern man hat wieder den neuen Grund zu künftigen Hoffnungen sicher gelegt.

Bei dem Schießen hingegen ist das ganz anders. Den Hahn zu opfern, und die alte Henne zu schonen, ist zwar dabei ausgemacht worden, als man das Feld betrat, und wirklich fällt ersterer in der Regel meistens anfänglich; aber wenn die Hühner stark schildern, einmal ganz ausgewachsen sind, jetzt zersprengt, vor dem Hund einzeln gestanden und vom mehreren Jagdliebhabern vielleicht unter Verdoppelung der Pulsschläge nach und nach erlegt werden sollen — wie stehts dann um die alte Henne? — Die Hand aufs Herz, meine Herren! wie viele alte Hennen hat Ihr Karo oder Feldmann wohl schon apportirt! — Wie viele gute Aussichten haben Sie dann mit einem Schuß verdorben! Wollen wir offenherzig die Wahrheit gestehen, und wir kommen von selbst darauf, wie gut es wäre, die Altmutter lieber zu fangen, als zu schießen. Gesetzt aber auch, sie sei bei Zeiten erkannt und geschont worden, und man ließe ihr 3 bis 4 Jungen, wie ist es dann hinsichtlich des Geschlechts dieser letztern? Vielleicht sind jetzt lauter Hähne, vielleicht auch, wiewohl unwahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich, lauter Hennen bei der Mutter geblieben; welches Mißverhältniß daher im nächsten Frühjahr!

Man wird mir gewiß nicht unrecht geben, wenn ich das Fangen als zweckmäßig für die Erhaltung und Vermehrung des Feldhühnergeschlechts anpreise, und das Schießen in dieser Hinsicht nicht empfehlen kann.

Aber will es denn doch so gar rathsam seyn, mit dem guten Hunde und mit der erprobten Finte die Hühnerjagd zu betreiben, so möchte ich folgendes Verfahren anrathen: Man wähle sich in den vorzüglichsten und sichersten Gelegenheiten des Reviers einige Ketten zum Fang, und man erlaube sich das Schießen nur in den entferntern, der Grenze zunächst liegenden. Auf diese Weise dächte die Mittelstraß auch hier die beste seyn.

Wenn sich einige der passionirtesten Schützen zum Fang überreden könnte, den sie aber selbst betreiben müßten, und zwar, ich bleibe dabei, mit dem Treibzeug, so wäre ich wohl sicher, daß sie dieser Jagdmethode Reize abgewönnen, die sie wohl dem Vergnügen aufopferten, nur allein im Schießen sich auszuzeichnen. Machen Sie den Versuch, meine Herren! Gewiß werden dadurch unsre Fluren wieder mit zahlreichen Feldhühner-Ketten belebt.

Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß die besonders ausgezeichnete Lage eines Reviers, so wie dessen Größe und vorhandene Bevölkerung, Ausnahmen gestatten; aber in der That möchten sie doch so gar häufig nicht seyn.

Immer wird es gut seyn, sich durch den Fang einiger Ketten und durch Schonung mancher Distrikte sicher zu stellen.

Die beste und zweckdienlichste Sicherung und das zuverlässigste Mittel sich einen immer gleich starken Feldhühnerstand zu erhalten und zu ziehen, ist unstreitig das Einfangen und Aufheben mehrerer Ketten in der Kammer.

Man wählt hierzu in einem ruhigen Theil des Ha-

Fuß, wo möglich gegen Mittag liegend, eine mit wenigstens zwei Fenstern versehene helle Kammer. Die Decke wird einen Schuh niedriger durch ein schief aufgespanntes grobes Leinwand gezogen, damit die aufflatternden Hühner sich nicht die Köpfe einstoßen können, und eben so werden die Fenster, jedoch noch weiter abstehend, mit einem straffen Spiegelgaze bedeckt. Der Boden dieser Kammer wird reichlich mit Sand bestreuet, und die Ecken und Seiten derselben werden mit Weizengarben, die nicht ganz rein gedroschen worden, oder mit vollen Haferngarben zwischen straff gezogenen Bänden, so wie mit Wachholderbüschen mit reifen Beeren wohl ausgefüllt, um den Hühnern einen Ort anzuweisen, wo sie sich im Nothfall verbergen und nähren können. Doch muß man eben diesen Zufluchtsort öfters vorsichtig visitiren, um eingegangene einzelne Hühner bald genug hinwegnehmen zu können. Ein langes portatives hölzernes Wassergefäß darf nicht fehlen, indem die Hühner gern und viel saufen.

Die beste Nahrung der Hühner ist der Abgang von dem gepützten Getreide, mit etwas Weizen und Korn vermischt, so wie Kohlblätter und überhaupt grünes Wintergemüse. Es ist dabei besser, die Hühner lieber dürftig als reichlich zu füttern. Im letztern Falle werden sie leicht zu feißt, und dies hat Folgen, hinsichtlich der Begattung, indem viele Hennen sodann gute bleiben.

Alle Monate muß wenigstens der Boden gereinigt und frischer Sand herbeigeschafft werden. Die Hühner werden zwar anfänglich sehr unruhig dabei seyn, sich aber, wenn hinlänglich Strohgarben aufgestellt sind, leicht

daran gewöhnen. Die Fenster müssen täglich auf eine Viertelstunde, bei schöner und nicht allzu kalter Witterung noch länger, geöffnet bleiben, eine frische Luft herbei zu führen, und es ist dabei vortheilhaft, wenn das Oeffnen von Außen geschehen kann, welches sich mit einer Vorrichtung mit Zügen, wie bei Taubenschlägen leicht bewerkstelligen läßt. Ueberdies ist es gut, zuweilen einen Rauch von Wachholderbeeren in die Kammer zu bringen, wobei man aber, hinsichtlich der Feuersgefahr, sehr vorsichtig seyn muß.

Im Spätherbst kurz vor dem Schneefall fängt man an, Hühner in nöthiger Menge einzufangen, und setzt diesen Fang nach Ermessen so lange fort, als man für nöthig findet, welches auch während des Winters mit der Schneehaube leicht geschehen kann. In einer Kammer von 200 □ Fuß können immerhin 150 Stück Hühner aufbewahrt werden.

Wenn Hartig in seinem trefflichen Werke: Lehrbuch für Jäger ꝛc. anräth, die einzelnen Ketten auch in einzelnen Kasten aufzubewahren, um der Raufereien überhoben zu seyn, welche bei der Gesammt-Familie in der Kammer vorfallen, so bin ich seiner Meinung nicht. — Die einzelnen Glieder der besonders aufbewahrten Ketten raufen, trotz der Verwandtschaft, so oft und so viel, als wenn sie unter fremden sich befinden, und die Herstellung der Kasten, die Fütterung und Reinigung erfordert so viele Kosten, Mühe und Zeit, daß die Sache dadurch beschwerlich wird. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß im Spätherbst und Winter im Freien sich mehrere Ketten vereinigen und gemeinschaftlich leben.

Ich habe öfters Ketten von 30 bis 40 Stück zu dieser Zeit getroffen. Gerauft wird immer werden, es macht auch im Grunde nicht viel aus.

Bei gehöriger Sorgsamkeit geht nun das Ueberwintern leicht und glücklich von Statten, und, je nachdem die Witterung früher oder später vortheilhaft entscheidet, in keinem Fall vor dem 15ten May, werden die Hühner Paarweise in den Fluren ausgesetzt, wobei man stets Bedacht nimmt, sie in solche Lagen zu bringen, in denen sie sich leicht nähren können, und wo es ihnen nicht am Schutz fehlt, um den Raubthieren entgehen zu können. Wenn man die geringen Kosten einer solchen Anstalt bedenkt, die in der That so wichtig und folgenreich ist, um einen gesegneten Feldhühnerstand zu erhalten, so sollte doch wirklich jeder Jagdinhaber Bedacht darauf nehmen. Einen Taubenschlag zu versorgen, oder eine solche Kammer zu pflegen, wird immer eins und dasselbe seyn. Taubenschläge giebt es nun genug, aber Hühnerkammern sind so selten.

Bei dem Aussetzen bemerke ich noch, daß es ganz der Willkühr überlassen bleiben kann, wie nahe sich die Hühner kommen sollen. Dies ist ihrer eigenen Entscheidung überlassen, und die Natur giebt ihnen da die beste Anleitung dazu.

Zu 2). Unverhältnißmäßige Menge von Raubzeug.

Welchen Gefahren das Feldhuhn unterliegt, und wie begierig dasselbe von Raubzeug aller Art verfolgt wird, ist bekannt. Um so eifriger sollte daher der Jäger bestrebt seyn, diese Gefahren durch möglichste Vertilgung

des Raubzeugs zu vermindern; allein hierzu häufig unbrauchbar dies entweder aus Trägheit oder Unwissenheit. Beides ist gleich schlimm, und leider erscheint das letztere nicht als das Seltenste. Es läßt sich da freilich nur auf die alte Regel zurückkommen, keine andere als tüchtige Männer in Dienst zu nehmen, und sich nicht mit Jägerpöbel zu behelfen; aber unter vielen frommen Wünschen ist dieser wahrlich nicht der letzte.

Einer der gefährlichsten Feinde des Federwildes ist unstreitig der Fuchs. An seiner möglichsten Verminderung muß dem Jäger alles liegen. Ich spreche hier freilich nicht von solchen Gegenden, wo die Bälge zum Verbrämen des Hutes gehören; denn da werden diese für die Kasse des Letztern mit Absicht gehegt.

Zur schicklichen Verminderung der Füchse dient vorzüglich:

a) das Treiben zu allen Zeiten, besonders aber zur Ranzzeit, um schon die Jungen im Mutterleibe zu vernichten.

b) Das fleißige Aufsuchen alter und neu angelegter Fuchsbaue, und das Ausgraben der Jungen, sammt Einem oder beiden Alten. In dieser Absicht durchjage man vorher mit einem Dachshund die nächstgelegenen Dickungen, ehe man zu dem Bau kommt.

c) Das Vergiften der Füchse. Dies ist besonders in Gegenden üblich und nothwendig, wo es viele und unzugängliche Felsen giebt. Am besten dient hierzu Arsenik, mit dem ein in Stücken gehauener Hase gewürzt und in den Balg wieder hineingenäht wird. Daß es hierbei an der nöthigen Vorsicht nicht feh-

ten darf, versteht sich von selbst. Uebrigens vergesse man nicht, dies nur als Nothmittel zu gebrauchen; dann aber ist es auch probat.

a) Der Fang im Eisen zur Herbst- und Winterzeit.

b) Der Anstand und Anstand beim Luder in mondhellen Nächten.

Ein zweiter Hauptfeind ist die wilde Katze, mit welcher man, wie mit dem Fuchs, verfahre. Zum Glück ist sie weniger in den Feldmarkungen, als in den großen dichten Waldungen anzutreffen. Wo diese aber an Felder stoßen, pflegt sie ihre regelmäßigen Besuche nicht zu unterlassen, wie ich aus Erfahrung weiß.

Ein dritter Feind ist der Iltis. Dieser ist besonders zur Brutzeit äußerst gefährlich, und da er sich in Hecken, dichten Remisen, Wasserrunseln ꝛc. gerne aufhält, so muß man nicht vergessen, zur Zeit eines Neuen dergleichen Gegenden fleißig zu besuchen, und ihn auszumachen. Für Flurmarkungen läßt sich für seine Vertilgung, nebst dem Legen von Tritteisen, sonst nicht viel thun. In Hölzern fängt man ihn am besten mit Klappfallen. Vergiftete Eier leisten gleichfalls gute Dienste.

Weniger gefährlich ist der Buch- und Steinmarder. Beide sind auf Flurmarkungen nur zufällig anzutreffen. Ihre Habhaftwerdung möglichst zu betreiben, darf man jedoch nicht unterlassen. Gefährlicher ist das Wiesel, indem dieses Thier sich besonders im Aussaugen der Eyer hervorthut. Remisen, dichte Hecken, Gräben ꝛc. sind sein liebster Aufenthalt. Nur zufällig wird dieses Thier zuweilen geschossen oder gefangen, und am sichersten wird es durch einige vergiftete Taubeneyer getödtet,

wenn man, der Orter, wo sich dessen Aufenthalt findet, dergleichen zerstreut ausstecket. Die Raubvögel möglichst zu vertilgen, muß ferner eine Hauptsache des Jägers seyn.

Hierzu dienet

a) die Anlage einer Krähenhütte, und deren fleißiger Besuch, besonders im Frühjahr;

b) der Anstand bei den Horsten, und nach Tödtung der Alten das Zerstören der Brut oder Ausnehmen der Jungen;

c) der Fang im Habichtskorb;

d) der Fang im Stoßgarn, von dessen Vortrefflichkeit ich hinlängliche Beweise habe;

e) der Fang im Tellereisen. Auch für diese spreche ich aus eigener Erfahrung. Besonders zur Zeit, wo die Saat noch jung ist und von den Raubvögeln häufig überstrichen wird, stellt man wohl ein solches Eisen an erhöheten Orten ganz kunstlos, ohne den windesten Verstrich, zu legen. Man findet eine getödtete weiße Taube darauf, und zerstreut eine Handvoll ausgerupfter Federn darneben; der Vogel fängt sich zuverlässig. Mit einer aufgebaumten, etwas zerrissenen Krähe ist auch der Fang ebenfalls binnen 24 Stunden schon gelungen.

Bei allem diesen vergesse der Jagdbesitzer nicht, den fleißigen Jäger, der sich um die Vertilgung der Raubzeuge wahrhaft verdient macht, für seinen Fleiß hinlänglich zu belohnen. Gewöhnlich sind die Schuß- und Fanggelder unansehnlich. Es möchte wahr besser seyn, nach Verhältniß der möglichst in Natur eingelieferten und vorgezeigten Raubthiere, nebst dem noch eine angemes-

dene Gratifikation zu reichen. Ist der Jagdbesitzer selbst Jäger, so wird ihm bald sichtlich werden, wie es mit dem Revier steht und ob das Raubzeug in die gehörigen Schranken gebracht wurde oder nicht.

Zu 5. Wilddieberei.

Die Gesetze jedes Staats sichern allerdings den Jagdbesitzer gegen unbefugte Eingriffe Anderer. Doch kommt dabei auf die Justiz-Behörden das Meiste an. Leider kenne ich Fälle, wo, bei den schärfsten Gesetzen gegen Wilddieberei, dieselbe doch um so mehr erleichtert ist, je schwieriger das Beweisverfahren dabei gemacht wird. — Fleiß, Vorsicht und vor Allem ein glückliches Verhältniß zu den Justizbehörden, ist wohl am dringendsten zu empfehlen. Glücklicher Weise finden übrigens die meisten Herren von der Justiz so viel Geschmack an einem Feldhühnerbrätchen, wohl auch Jagdchen, daß es ihnen bei vernünftigem Benehmen des Jägers öfters wahrhaften Ernst ist, die Jagd gegen ungerechte Fremden kräftig zu schützen. Die Göttin Digna muß es mit der Frau Themis nie verderben, das ist wohl der beste Waidspruch! —

Zu 6. Mangel an schützenden kleinen Remisen.

Wenn sich die Feldhühner zur Zeit des Herbstes, Winters und Frühjahrs auf den offenen Feldern nirgends gegen die Angriffe der Raubvögel verbergen können, so werden sie gar leicht die sichere und allmählige Beute derselben. Wo es daher zwischen den Feldern nicht schon Hecken oder hie und da kleine Gebüsche giebt, muß man, besonders in ausgedehnten und weiten Fluren, besorgt seyn, für den Fall eine Feldhühnerjagd, kleine Remisen anzulegen. Man kann dies am besten

durch Ankäufe oder Eintauschen von kleinen Stückchen Land, z. B. besonders unfruchtbaren Plätze zwischen Aeckern oder in denselben, vorzüglich aber auf kleinen abgeschwemmten Anhöhen u. dgl.

Das abgesteckte Stückchen Land wird dann mit einem tüchtigen Graben umgeben, und mit verschiedenen Unterholzgewächsen bepflanzt.

Hierzu schicken sich vorzüglich: die Rheinweide (Ligustrum vulgare), der Berberitzenstrauch (Berberis vulgaris), der Hartriegel (Cornus sanguinea), der Schwalbenbeerstrauch (Viburnum opulus), das Pfaffenhütchen (Evonymus europaeus), das Beinholz (Lonicera xylosteum), indem diese den benachbarten Feldern nicht schädlich werden.

Weniger tauglich sind: der Weißdorn (Crataegus oxyacantha), der Schwarzdorn (Prunus spinosa).

Um jedoch die Remise schnell empor zu bringen, bepflanze man sie zwischen oben angeführten Sträuchern mit Kiefern (Pinus sylvestris), und Fichten (Pinus picea), wobei man freilich nicht vergessen darf, nach 4 bis 5 Jahren die obersten und mittelsten Triebe abhauen zu lassen, um den Höhewuchs zu hemmen; dieses Abhauen muß sodann von 5 zu 5 Jahren wiederhohlt werden.

Zu den nicht zu beseitigenden Uebeln gehört, wie oben bemerkt wurde:

5) Ungünstige Lage.

Hierher gehören: unansehnliche Feldmarkungen zwischen großen Waldungen oder in rauhen Gebirgen: steile Abhänge, ganz von allen Gebüschen und Hecken entblößte Feldmarkungen. Ueberhaupt kommt hier Beschaffenheit

in rauhen Klimaten nicht statt. Wärme ist ihr durchaus erforderlich.

6) Ungünstige Witterung.

Hierher gehören vor Allem die harten Winter, in welchen bei großer Kälte ein lang anhaltender tiefer Schnee liegt, der, um das Uebel zu mehren, mit einer harten Kruste bedeckt ist. In solchen Fällen ist, zu Erwangelung einer Kammer, das Futtern im Freien nothwendig.

In dieser Absicht werden im freien Felde an gewissen Plätzen, wo die Hühner gerne liegen, Vorrichtungen getroffen, um Strohschütten aufzurichten, und dadurch freie Plätze zu gewinnen, die vom Schnee befreiet werden. Hierher wird, nach Verhältniß der Anzahl, einen Tag um den andern, oder alle Tage, schlechtes Getreide, besonders der Abfall von demselben, mit gutem vermischt, geschüttet. Die Hühner nehmen dies bald und gerne an, und werden oft so zahm, daß sie kaum erwarten können, bis aufgeschüttet ist.

Die Strohbedeckung sichert nicht allein gegen den Schnee, sondern auch vorzüglich gegen den Anfall der Raubvögel, oder gegen das Einfinden ungebetener Gäste, insbesondere der Raben und Krähen. Daß man inzwischen gegen Wilddiebereien in solchen Fällen besonders schlecht gesichert ist, bleibt, leider, nur zu wahr!

Häufige Platzregen und Ueberschwemmungen, besonders im Mai, Juni und Juli, verderben die Eyer oder Jungen. Hagel tödten die ganzen Ketten.

7) Gewisse Betriebe der Landwirthschaft.

Hierher gehört vorzüglich der Korn- und Reisbau. Durch das frühzeitige Mähen und Schneiden dieser Ge-

wächsarten wird eine Menge von Nestern zerstört. Es ist leider nur allzu wahr, daß die Feldhühner gerade in dem Klee und Reps am liebsten brüten; aber leider giebt es auch kein hinlängliches Mittel, dem Untergange der Brut vorzubeugen.

Belohnung für gerettete Bruten auszusetzen, ist unzureichend und hilft nur wenig; denn meist sind die Landleute viel zu unaufmerksam oder gleichgültig, und von drei gefundenen Nestern werden sicher zwei zerstört, bis das dritte angesagt wird. Besser ist es, im Anfang des Mais dergleichen Felder öfters mit dem Hühnerhund zu durchstreichen, und die Hühner daraus öfters zu sprengen. Die Felder vor dem Mähen mit einer Linie abzustreichen, um bei dem Aufstehen der Henne das Nest zu entdecken, welches auch in Wiesen gelten soll, ist recht leicht zu sagen, aber in Praxi wohl nicht ausführbar. Die Landleute werden sich dazu nicht bequemen, und der Jäger wird das nicht leisten können. Wie viele tausend Morgen Wiesen und Felder hätte dieser in manchem Revier abzustreifen! —

Ist ein Nest mit Eiern gefunden, so müssen diese so schleunig als möglich einer zahmen Bruthenne untergelegt werden. Mit Hirse, Gries, Ameiseneyern ꝛc. bringt man die Jungen öfters gut auf.

Das Ausreuten von Hecken und Gebüschen zwischen Feldern und Wiesen ist meistens Gewinn für den Landwirth, aber ungemeiner Verlust für den Jäger. Hier läßt sich nichts thun, als durch Anlage und Unterhaltung von Remisen auf eigenem Boden nach obigen Bemerkungen das Uebel weniger fühlbar zu machen.

H.

II.

Sachen vermischten Inhalts.

Biographie. Johann Adolph Irrwald's Lehrjahre.

Vom Herrn Forstmeister von der Borch.

Es wollen Viele die Bemerkung gemacht haben, daß Menschen, die früh ihrer Eltern beraubt werden, schon dadurch die Anwartschaft auf ein ausgezeichnetes Schicksal erhalten. Ob letzteres an mir zur Wahrheit wurde, möge der Leser aus diesem kurzen Abriß meiner bisherigen Wanderschaft beurtheilen.

Mein Vater Achatius Irrwald, Schulmeister zu Winkelstett, wurde mir im 14ten Lebensjahre durch den Tod entrissen, und meine Mutter überlebte ihn nur wenige Monate. In dieser hülflosen Lage verblieb ich jedoch nicht lange; denn mein Onkel, Christoph Irrwald, der an mir, als einem gesunden und munteren Knaben, immer sein Wohlgefallen gehabt hatte, und dabei kinderlos geblieben war, nahm mich in sein Haus und in die Jägerlehre auf. Mein nunmehriger Pflegevater war Fürstl. Förster zu Büschheim, woselbst er ein eigenes Gütchen besaß, das, am äußersten Ende des Dorfs

ses gelegen, sich zwischen zahlreichen Obstbäumen verbarg, die mit der nahen herrschaftlichen Waldung ein Ganzes zu bilden schienen. Diese umgürtete eine Anhöhe, die östlich das Thal bildete, worin Buschheim versteckt lag. Gegenüber erhob sich, in geringer Entfernung, eine steilere Bergwand mit einem Schwarzholzbestande, der ebenfalls das Eigenthum des Landesherrn war, und seine dunkele Einförmigkeit dem lachenden Farbenspiel der Eichen, Buchen und Birken, auf der entgegengesetzten Seite, als Folie, unterzulegen schien. Verkrieche man sich nur etwas in einen dieser Wälder, so schien plötzlich die Spur einer bewohnten Gegend verschwunden, bis das Pochen des nahen Eisenhammers erinnerte, man sei fleißigen Menschen ganz nahe. — In dieser Gegend verlebte ich meine Jugendjahre. Aber von den Menschen, die dort mit mir eintraten, muß ich reden.

Die ehelichen Verhältnisse meines Onkels lassen sich mit den wenigen Worten schildern, daß er in spätern Jahren mit seiner Gattin das ächteste Modell zu einer modernen Philemon- und Baucis-Gruppe liefern konnte. Fleiß, Ordnungsliebe, Mäßigkeit und seltene Rechtschaffenheit waren die Grundzüge seines Charakters, die auch seinem Aeußeren aufgedrückt waren. Mit sich selbst zu frieden, kannte er keinen fremden Hader. Nur die Holz- und Wilddiebe, und was sonst seinem Herrn Schaden brachte, konnte auf seinen unversöhnlichen Haß rechnen. Zum Freunde und Amtsnachbar hatte mein Onkel den Oberförster Haagen, den er in vielen Fällen als ein Orakel betrachtete, dem er aber in andern unaufhörlich widersprach. So verschieden diese Männer im äußeren

Vornehmen, in Bildung und Ausdruck zu seyn schienen, so übereinstimmend waren ihre Ideen, mit denen sie einander immer auf dem Wege zur Beförderung des Guten und Nützlichen begegneten. Nur betrat Irrwald diesen, ohne auf die Krümmen und Unebenheiten desselben zu achten, indeß Haagen für sich und Andere dahin eine bequeme und gerade Straße zu bahnen, und seinen Namen dadurch zu verewigen suchte.

Schon ihr Aeußeres verrieth diese Verschiedenheit. Auffallend contrastirten des Erstern schlichte Locken mit dem gepuderten Kopfe des Herrn Oberförsters. Die lange Weste und die grauen Wickelstrümpfe fielen gegen den modischen Anzug und die glänzende Fußbekleidung des ästhetischeren Nachbars sehr auf. Aber vorzüglich zeigten sich diese Abweichungen in Ausdruck und Styl. Haagen demonstrirte mit vorgesetztem Fuß und erhobenem Zeigefinger seine Sentenzen, die er mit Citaten aus mancherlei Büchern unterstützte; der Förster von Büschheim aber widerlegte, ohne auf diese zu achten, mit ausdrucksvollem Kopfschütteln, nahm seinen schlichten Menschenverstand zu Hülfe, und unterstützte alle Sätze mittelst Jagd- oder Walderfahrungen. In der Gegend galt der Eine für einen gelehrten Forstmann, der andere für einen braven Förster und kapitalen Jäger. Beiden gab man das Zeugniß unbestechlicher Redlichkeit. Ein Wort von ihnen galt so viel, als ein acceptirter Wechsel auf Bethmann zu Frankfurt a. M.

So verhielt es sich nicht mit unserem südlichen Nachbar, Förster Kilian. Er gehörte zu denen Menschen, die es eigentlich mit Niemanden gut meinen, und bei

seiner Annäherung überzeugte man sich, mittelst zweier Sinne, daß die Nüchternheit eben nicht seine Sache sei. Die Bauern pflegten ihn den Nimmersatt zu nennen, und ein lauschender Holzhauer wollte aus dem Munde des Oberjägermeisters, wie er gerade am Stock einer abgehauenen starken Eiche verweilte, die drohenden und bedeutenden Worte vernommen haben: Kilian! Kilian! dauerte mich nicht dein Alter in der Erde, sie sollte dir theures zu stehen kommen.

Mein Onkel pflegte, wenn von diesem Nachbar die Rede war, entweder zu schweigen, oder höchstens die Achseln zu zucken. Böses wollte er niemand nachsagen, und von Kilian wußte er nichts Gutes wissen. Wenn sich aber Andere über diese Materie auslieſsen, so pflegte er mit den Worten einzufallen: er hat gar einen braven Vater gehabt; der Herr Oberjägermeister von Altreu und auch ich haben bei ihm gelernt. — Dann gab er durch eine ausführliche Lobrede auf den seligen Kilian dem Gespräch eine andere Wendung.

Der Oberjägermeister von Altreu, dessen ich eben erwähnt habe, war also ein Jugendgefährte meines Onkels und des belobten Försters Kilian. In den einfachen Sitten, der geraden Denkungsart und dem schlichten Aeuſseren, konnte man den Herrn von Altreu als Gegenstück zu meinem Onkel hinstellen. Seine Ankunft in Buschheim schien jedes Mal ein Fest für meinen Onkel, der von seinem Vorgesetzten, so wie überhaupt von der ganzen Jägerei, gemeinhin Irrwalds Stoffel genannt zu werden pflegte. Die Vertraulichkeit, welche zwi-

zwischen Beiden Statt fand, und die der Untergebene niemals mißbrauchte, wurde so allgemein bekannt, daß sie nicht wenig zu der Achtung beitrug, die der redliche Mann ohnehin schon genoß. Der Oberjägermeister von Metzen hatte mich, auf das unterthänigste Gesuch meines Onkels, nachdem erwiesen worden, daß ich gesunden Leibes sey, in die Jägerei-Lehre einschreiben lassen, und diesen Actus mit den kurzen Instruktion begleitet: sey fleißig, folgsam, nüchtern, und vor allem werde ein so guter Leithundsarbeiter, als dein Vetter; denn damit will's ausgehn.

Von Stunde an mußte ich meinen Onkel bei allen Verrichtungen begleiten, und er ließ es nicht daran fehlen, mir alles recht nachdrücklich beizubringen. An eine systematische Lehrmethode war indessen nicht zu denken, sondern die von mündlicher Tradition entlehnten und mündlich und mittelst eigener Erfahrungen bestätigten Kenntnisse wurden mir, ohne Ordnung und Auswahl, übergeben, aus denen mein jugendlicher Verstand unmöglich ein solides Ganzes erbauen konnte. Indeß lernte ich doch bald sämmtliche Holzarten, die auf dem Revier vorkamen, kennen: ein Vorzug, den ich schon damals vor manchem Forstschriftsteller voraus gehabt haben soll. Außerdem mußte ich den Holzhauern fleißig auf die Finger sehen, die Zeichen des edelen Hirsches kennen lernen, und vor allem den Zuspruch bei der Leithundsarbeit zu bekamiren suchen; weil mein guter Onkel vor Gram gestorben wäre, wenn ich nicht schon im ersten halben Jahre diese hochheiligen Litaneyen der altgläubigen Jägersekte mit heller Stimme und ohne Anstoß

hätte hersagen können. — Außer der Bibel, einigen Gesangbüchern und einer Hauspostille, war nichts Gedrucktes in unserer Wohnung zu finden. Geschrieben wurde auch nicht viel; denn, sagte mein Pflegevater, ich kann mich auf mein Gedächtniß verlassen. Das meinige stärkte er auf eine eigene Art, indem er jeden Lehrsatz oder Auftrag fragend rekapitulirte. — Hatten wir Abends vorher einige Schnepfen auf dem Anstand geschossen, so hieß es z. B. des andern Morgens: Hans Adel, du gehst zu Seiner Excellenz dem Herrn Oberjägermeister v. Altreu in die Stadt, nimmst die 4 Schnepfen, die wir gestern Abend auf dem Brandschlag geschossen haben, mit, drückst sie aber unterwegs bei Leibe nicht im Büchsensacke, klopfst bei dem Herrn selber an, und sagst:

„Mein Vetter und Lehrprinzipal, der Förster „Irrwald zu Buschheim, läßt sich Ew. Hoch„freiherrl. Excellenz zu Gnaden empfehlen „und überschickt 4 Stück Waldschnepfen, die „wir gestern Abend auf dem Anstand im „Brandschlag geschossen haben.“

Dann legst du das Federwild auf den Tisch unter dem Spiegel, antwortest vernünftig, wenn du gefragt wirst, und murmelst auch nicht zwischen den Zähnen, wie sonst wohl, sondern redest fein deutlich, wie bei der Leithundsarbeit. Sagen Se. Excellenz nichts weiter, so empfiehlst du dich zu Gnaden, gehst zur Thür hinaus, nimmst deine Flinte, die du mit dem Laufe nach oben an den Hirschkopf im Gange aufgehängt hast, und kehrst gerades Weges, aber doch durch das Heilholz, zum Abspuren zurück, und machst mir Rapport. — Dann eine Pause

und es hieß: Han Adel, was sollst du ausrichten? Nun mußte ich Wort für Wort, unter dem Zurechthelfen des Fragenden, die ganze Lection wiederholen. Hierauf erwarteten mich die derben Fäuste des Jägerburschen, der meine Haare mit Pomade und Puder freigebig einsalbte. Den Zopf und die Seitenlocken befestigte er, als baue er sie für die Ewigkeit; und nach einer genauen Musterung meines Anzuges, konnte ich dann die Wanderung zur Stadt antreten.

Beim Hofjägermeister pflegte es kurz herzugehen. Gewöhnlich erwiederte er das wohl memorirte Compliment mit einem: Dank für die Schnepfen! Habt ihr brav Sauen auf der Wildfuhr? ist der Stoffel wohlauf? u. s. w. Hatte ich diese Fragen instructionsmäßig beantwortet, so legte mir der Herr v. Aletreu eine Hand auf die Achsel, und sagte: gehe zum Wilhelm, mein Sohn, laß dir einen Schoppen Wein einschenken, und dann magst du heimgehen. Grüße deinen Herrn Vetter; ich lasse danken, und werde bald selbst kommen. Sei indessen fleißig; zu Ende der Behängzeit will ich schauen, wie du den Leithund arbeitest. Und nun behüte dich Gott!

Man siehet aus dieser kleinen Probe, worauf es bei meiner Erziehung angesehen war. In der That hatte ich von dem Wissenschaftlichen meines Berufs, nach zwei zurückgelegten Lehrjahren, nicht den geringsten Begriff, obgleich mein Onkel es sich treulich angelegen seyn ließ, nicht nur einen firmen Jäger aus mir zu bilden, sondern mich auch, wie er zu sagen pflegte, holzgerecht zu machen. Doch veranlaßte ein unerwartetes Ereigniß

bald eine Veränderung meiner Lage. Es war der plötzliche Tod des beliebten Oberjägermeisters v. Alttreu, den ein Schlagfluß zu früh dem Kreise entriß, den die Redlichsten des Landes um den Fürsten geschlossen hatten.

Irrwald's Staffel war nicht der Einzige, der lange und herzlich den biedern Jugendfreund betrauerte, und tief fühlte, daß mit ihm einer von den seltenen Männern zu Grabe getragen wurde, die unter rauher Schale einen köstlichen Kern bergen.

Einige Monate waren unter Vermuthungen verstrichen, wer eigentlich die Stelle des Verstorbenen ersetzen würde, als sich plötzlich und unerwartet die Sage verbreitete: ein Herr von Vielwort, nächster Verwandter des ersten Kabinetsraths, habe die Stelle eines Oberforstmeisters erhalten, und werde in dieser Qualität der Nachfolger des beweinten Alttreu. Von den Eigenschaften des neuen Ober-Forstmeisters wußte niemand etwas; nur wollte verlauten, daß er in jüngern Jahren das Bergwesen erlernen sollen, sich auch in den letzten sechs Wochen des Cursus mit allem Fleiß auf das Forstwesen gelegt und dieses auch nachher an den Höfen und in den großen Städten, wo er sich beständig aufgehalten, nebenher, doch gründlich, studiert habe. Indessen ging zu Buschheim alles nach gewohnter Weise; nur daß mein Onkel oft nachdenkender als sonst war, und vorzüglich wegen meiner künftigen Versorgung ängstlich schien.

Als wir an einem schönen Sommermorgen nach einem beschwerlichen Leithundszug beim Frühstück versammelt waren, rollte ein stattlicher Wagen in den Hof, hielt vor der Hausthüre still, und ließ uns nicht lange über

seinen Inhalt in Zweifel. Ein junger Mann, im elegantesten Jägerkostüm sprang, mit Hülfe eines eben so zierlichen Dieners, vom Tritt, und fragte meinen Onkel mit lauter und schnarrender Stimme: sind Sie der Herr Oberst Irrwald? präsentirte sich dann selbst als den Ober-Forstmeister v. Vielwort, und verfügte sich, unter den Entschuldigungen des ganzen Hauspersonals, in das unvorbereitete Gastzimmer.

Indeß ich dem Jäger half, unter vielem unbekannten Geräth, auch mehrere Bücher aus dem Wagen packen, erfuhr mein Onkel die Ursache des Besuches. Es wollte nemlich der neue Chef eine genaue Recherche des Reviers vornehmen; und da er erfuhr, daß solches nur 15000 Morgen Domainen-Forsten enthielte, beschloß er, dieses Geschäft noch vor dem Mittagessen abzumachen, weil er Abends zum Souper bei Hofe erscheinen müsse, und, wie er versicherte, dieser Zeitraum, bei der Gabe sich zu orientiren, hinreiche, sich die nöthigen Lokalkenntnisse zu sammeln. Die Reitpferde und der Forstsekretär waren inzwischen auch eingetroffen, und kurz darauf sah man die Karawane, unter Vorritt meines Onkels, der den wohlbeleibten Schimmel, mittelst Sporn und Peitsche, aus dem gewohnten Simpelschritt zu forciren suchte, den Hof verlassen und zu Holz ziehen.

Nachdem meine Tante einige sorgen- und mühevolle Stunden am Herde durchschwitzt hatte, der Tisch gedeckt und ich nebst dem Jägerburschen aufs Beste instruirt waren, kam unser hoher Gast von der Forstbesichtigung schon wieder zurück. Eine lange Reihe stark beladener Schüsseln wurde nun aufgetragen, und zur

Freude der Hausfrau mit beträchtlichen Defekten vom Tisch zurückgeschickt. Die freie Luft, meinte der Herr Oberforstmeister, wirke besonders auf ihn, und mache ihm viel Eß- und Trinklust. Jetzt war die Tafel aufgehoben, und der Herr Oberforstmeister auf dem Sofa etwas eingeschlafen. — Doch diese Ruhe dauerte nicht lange. Der stark parfümirte Hr. Forstsekretär, welcher den Schlaf im Garten vertreiben wollte, wurde von dem Schweißhunde so heftig angebellt, daß der Herr Oberforstmeister darüber erwachte. Sein erster Blick fiel auf mich. — Ist das Ihr Forsteleve? fragte Hr. v. Vielwort meinen Onkel. Es ist mein Vetter und Lehrbube, war die Antwort, Johann Adolph Irrwald, des abgelebten Agatius Irrwald, Schulmeisters zu Winkelstett, meines leiblichen Bruders, ehelicher Sohn, den ich Ewr. Hochfreiherrl. Gnaden unterthänig empfehle. So? Und wie alt sind Sie, mein Schatz? Siebenzehn Jahre Euer Gnaden, stotterte ich, und wurde über und über roth; denn dies war das erste Mal, daß jemand mich Sie nannte. Wie lange studieren Sie das Forstwesen? Ich stockte. Er studiert eigentlich gar nicht, antwortete mein Pflegvater, statt meiner; er lernt, wie ich bereits die Gnade gehabt habe zu melden, bei mir die Jägerei, und zwar seit zwei Jahren. Schön! Nach welchem Lehrbuche unterrichten Sie? — Bücher werden bei mir nicht gehegt; meinen Vetter halte ich nach Gewissen bestens an, ungefähr so, wie ich in der Lehrzeit gearbeitet worden bin. Ich verstehe! blos empyrisch; doch will ich hoffen, nach systematischer Methode. Kennt der junge Forstpractikant sämmtliche deutsche Holzarten und auch die exotischen? Was bei

mit wächst, kannte er schon im ersten Jahre; der Baum Exotis, wovon Euer Gnaden aber zuletzt redeten, ist mir selbst nie vorgekommen. Der Oberforstmeister lächelte, fuhr aber ohne Erläuterung in seinem Examen weiter fort: Nennen Sie mir die vorzüglichsten Holzarten nach dem System des Ritters v. Linné!

Mein Onkel und ich sahen einander fragend und verlegen an, bis dieser meinem beklommenen Herzen durch ein freimüthiges Geständniß Luft machte. Verzeihen Euer Reichsfreiherrl. Gnaden, der gnädige Herr v. Linné, den Sie zu nennen belieben, mag ein braver Herr Ober-Forstmeister gewesen seyn; aber mein Lehrjunge und ich kennen ihn eben so wenig, als das Buch Syksten, was er geschrieben haben soll. Geruhen Sie ihn dagegen noch allem zu fragen, was ein tüchtiger Jäger und Förster Jahr aus Jahr ein zu thun hat, wie man säen und pflanzen, hegen und den Leit- Schweiß- und Hühnerhund abrichten muß; und er wird Ihnen Rede stehen, wie sich gehört: denn er ist eben nicht aufs Maul gefallen, wiewohl dermalen etwas verblüfft, und durch Hochders Fragen, so zu sagen, von der Fährte gekommen.

Dieses war nun gerade nicht das Lieblingskapitel des Herrn v. V., der, wie die allermodernsten Forstleute, gar keine Kenntnisse von der Jagd hatte, und auch niemals ein Gewehr in die Hand nahm. Er begnügte sich daher im Allgemeinen zu bemerken, er werde sich die scientifische Bildung der Forst-Eleven besonders angelegen seyn lassen, welches der gute Oberjägermeister v. Alttreu gänzlich vernachlässigt habe, und deshalb eine eigene Pepiniere anlegen. Bis dahin, hoffe er, werde ich be-

mühet seyn, die unentbehrlichsten Vorkenntnisse, als Physik, Chemie, Mathematik, Mineralogie, Zoologie, Botanik ꝛc., aus dem Grunde zu erlernen. Hierauf richtete er noch einige Fragen an meinen Onkel, die diesen zwar in Staunen, nicht aber in Bewunderung setzten, z. B. ob die Eichen bereits abgeblühet hätten? (es war zu Anfang Aprils). Ob die Hirsche schon stark aufgesetzt hätten? wann er gesonnen sei, den Abschuß des Schwarzwildes für dies Jahr einzustellen? ꝛc.

Christoph Irrwald glaubte anfänglich, man wollte sich einen Spaß mit ihm machen; als er aber das Gegentheil inne wurde, holte er aus tief beklommener Brust einige schwere Seufzer, mit denen er noch den Wagen begleitete, der gegen Abend auf dem Wege zur Stadt durchs Thal rollte.

Mein Onkel war nunmehr Tagelang ganz verstimmt, bis er mir eines Sonntags Morgens mit gewöhnlicher Laune befahl, mich sauber anzuziehen, und ihn zu begleiten. Der Weg ging geradezu nach Dreylich zum Nachbar Haagen. Dieser trat bei unserer Annäherung in die Thür und hieß uns willkommen. Der Buschenheimer ergriff seine rechte Hand; und weil er nur beim Anhetzen eines angeschweißten Hirsches den Aufschub liebte, so sprach er: Vielgeliebter Herr Vetter und Nachbar! Es sind nun zwei Jahre, daß ich meinen Hanadel in die Lehre genommen und nach bestem Wissen und Gewissen in der Jägerei abgerichtet habe. Nun hat aber durch den gnädigen Herrn Oberforstmeister v. Vielwort, bei dessen Vision meiner Wildfuhr verlauten wollen, als habe ich quasi mit dem Buben ein Fehljagen gemacht, indem Die-

sieben nach Dingen zu fragen geruhten, auf die mich mein Vater, Gott habe ihn selig! all sein Lebtage nicht dressirt hat. So geht denn nun mein freundnachbarliches Gesuch dahin, der Herr Vetter und Nachbar möchte aus alter Freundschaft mir die Liebe anthun, diesen meinen Hanadel auf die gelehrten Bücher und Sachen fernerhin einzuhetzen, ihn vorzüglich aber rein umzuarbeiten, damit — außer dem, was ich ihn in der Schule habe lernen lassen, er auch geographisch schreiben und den Baum Exotis richtig und nach der Arithmetik ansprechen könne.

Haagen, ohne die Hand seines Freundes loszulassen, erwiederte auf diese Anrede, wie folgt: Verehrter Herr Bruder! Man setzt in unsre geringen Kenntnisse ein unverdientes Zutrauen, indem man uns die Leitung des hoffnungsvollen Neffen anträgt; auch ist die Kultur eines jungen Gemüthes so schwierig, als die des Maulbeerbaumes. Um jedoch dem Herrn Nachbar einen Beweis alten Attachements zu geben, und der Welt zu nützen, wollen wir die Instruktion des Johann Adolphs übernehmen, und dieses wohl conditionirte Terrain möglichst sorgfältig anbauen.

Der Oberförster wollte fortfahren, als ihn seine Frau daran erinnerte, daß er selbst und seine Gäste mit entblößten Köpfen in der brennenden Mittagshitze vor der Hausthüre stände, indeß sich im Zimmer das alles viel leichter verhandeln lasse. Während der Mahlzeit wurden die Oeconomica, von Seiten meines Onkels mit vieler Rechtlichkeit, vom Vetter Haagen hingegen mit gutgemeinter aber geschraubter Uneigennützigkeit, abge-

gracht. Gegen Abend verließ uns der Erstere nicht ohne Rührung, und mit der Ermahnung, meinem neuen Lehrherrn, wie er sich ausdrückte, auf Pfiff und Wink zu pariren, nicht vorlaut zu seyn, vor allem aber den Büchern fleißig nachzuziehen, damit, wenn es zum Abjagen käme, ich wohl bestände.

So sehr die Jagd bis dahin meine Hauptbeschäftigung gewesen war, so sehr wurde sie jetzt als Nebensache behandelt. Oberförster Haagen hatte einmal in einem Buche gelesen, Forstwesen und Jägerei vertrügen sich so wenig mit einander, als Roth- und Damwild in Einem Gehege; und ob er gleich ein stattlicher Nimrod war, so hatte er es doch über sich vermocht, dem Ideal seines Schriftstellers zu entsprechen. Es freute ihn nun herzlich, daß sein Revier außer dem Leibgehege des Fürsten lag, und von Stund an hing ihm nur eine kleine Stutzbüchse, gleichsam pro forma, auf der Achsel, und das Pulverhorn blieb entweder ganz zu Hause, oder befand sich in der Rocktasche. — Die Arithmetik und Geometrie wurden mir gründlich beigebracht. Im Walde herrschte Ordnung und Präcision in dem Grade, daß selbst die Leiterbäume und Hopfenstangen nicht anders, als nach vorhergegangener cubischer Berechnung an die Empfänger abgegeben zu werden pflegten. Erhielt jemand einen Stamm sammt dem Astholz, so wurde dieses bis auf eine halbe Welle taxirt und bezahlt.

Ungeachtet das Revier nicht groß und bequem zu beaufsichtigen war, so hatte doch der Oberförster, ich und zwei Jägerburschen Tag und Nacht genug zu laufen, die Ordnung zu erhalten, ohne verhindern zu können,

daß die Holzfrevler uns auf allen Ecken wacker bestahlen. — Wenn z. B. verrathen wurde, der eine Jägerbursche sitze daheim und mundire Berichte, der andere sey in der Maulbeer- und Platanus-Plantage beschäftigt, Haagen selbst aber gebe Holz ab; so hatten die dreylichischen Dreylicher gutes Spiel. Sie genossen den augenscheinlichsten Nutzen von der cubischen Berechnung, die inzwischen mittelst eines großen Buches Statt fand, daß ich dem Herrn Vetter überall nachtragen mußte, und das meinen Büchsensack zur Hälfte füllte. — Und kamen wir Abends nach Hause, so wurden einige Kapitel aus beliebten Taxationsschriften vorgelesen, und von den Anwesenden bewundert, die dann gar bald darüber einschliefen.

Die halbe Welt war damals mit der Holzsparkunst beschäftigt, und nicht leicht nahm man eine Zeitschrift zur Hand, in der nicht Anweisungen, Abhandlungen, Bemerkungen, letzte Worte, Vorschläge, Aeußerungen ꝛc. zu und über Holzsparkunst angezeigt oder recensirt worden wären. Kein Wunder, daß auch in Dreylich zum Wohl der Menschheit Hand ans Werk gelegt wurde.

Nach vielem vergeblichen Sinnen, Lesen und Zeichnen, war Vetter Haagen endlich mit einem Holzsparherde und Holzsparofen im Reinen. Die ganze Erfindung beruhte einzig auf einem Mittel, den Wärmestoff zu verdikken und den Rauch länger als gewöhnlich aufzuhalten. Kleinere Oefen, engere Schornsteine und angefeuchtetes Holz zum Brennen, konnte diese Wirkung nicht verfehlen. Alles Protestirens derjenigen Hausgenossen ungeach-

tet, die nicht zu unserer Fahne geschworen hatten, wurde der große Kachelofen in der Wohnstube, der dort schon länger als ein halbes Jahrhundert seinen Platz wohl ausfüllte, niedergerissen und die Oeffnung der Schornsteine bis auf ein Drittheil verengt. Des andern Morgens rauchte es im doppelten Sinn in der Küche. Die Frau Oberförsterin versicherte, nach dem Maurer geschickt zu haben, der dem Unfug abhelfen sollte. Haagen wollte capituliren, wurde aber Ein- für allemal von meiner Tante mit der Aeußerung abgewiesen, daß man nicht gesonnen sey, in Küche und Wohnstube an der Holzsparkunst zu ersticken, und daß sie auch nicht, um naſſes Holz zu brennen, einen Förster geheirathet habe. —

So lief dieser Versuch ab, und das sauber geschriebene Concept eines Werkchens, worin die ganze Erfindung zum Besten des Publikums vorgetragen, auch die Abbildung der Schornsteine und Oefen beigefügt war, blieb ungedruckt im Schreibpult liegen. Damit hatte aber Haagens schriftstellerische Laufbahn ihr Ende noch nicht erreicht. Gerade um diese Zeit ging den Bücherverlegern und Papierfabrikanten ein neuer Stern auf. Der Borkenkäfer fing wieder an, auf dem Harze Verwüstungen anzurichten, und augenblicklich waren eine Menge Federkiele in Bewegung, diesem Einhalt zu thun. Die Förster überließen die Räumung der Wälder den Jägerburschen, um am Schreibtisch darzuthun, wie solches am füglichsten bewirkt werden könne, und die Professoren, Apotheker, Landgeistlichen, Hüttenmeister und Aerzte gaben sich unbeschreibliche Mühe den Dermestes typographus aus den Fichtenwaldungen in die Buchläden

den zu locken. Obgleich auf unserem Revier kein Nadelbaum zu finden war, so blieb Vetter Haagen bei diesem allgemeinen Streben nach Celebrität doch nicht zurück. Er ließ sich von einem Freunde mehrere lebendige Exemplare des gefürchteten Typographen kommen, verschaffte sich einen Fichtenklotz, worin sie ihr sündliches Nachdruckerhandwerk treiben durften, um zur Aufklärung, mithin zum allgemeinen Wohl, beizutragen. Der Beobachtungsgeist wurde nun auch in mir und bei den Jägerburschen rege.

Wir wichen nicht von dem getragten Fichtenklotz und die Dreplicher genossen indessen freies Holz, und die Ochsen das trefflichste Futter in den herrschaftlichen Schlägen. Doch die Ausbeute, welche eine lange Anstrengung gewährte, ersetzte dieses alles reichlich. Es erschien eine Abhandlung, die dem Oberforstmeister v. Burgsdorf zugeeignet ward, und einen Schatz von herrlichen Beobachtungen enthielt. Dem etwas langen Titel folgte die Dedication, worin dem Mäcen manches feine Compliment gemacht, er auch selbst mit dem Borkenkäfer, der beständig im Holz arbeitet, jedoch als Gegensatz der Verwüstung, verglichen wurde.

In der Vorrede nannte der Verfasser sich und die beiden Jägerburschen, aus Bescheidenheit, als seine Mitarbeiter, und in der Einleitung war der Käfer so genau beschrieben, daß ein Blinder ihn hätte malen können. Im ersten Abschnitt fand sich seine ökonomische Einrichtung dargestellt; im zweiten wurden mehrere Schriftsteller widerlegt, die denselben Gegenstand behandelt haben; der dritte enthielt eine genaue Musterung der in

gen diese Landplage aufgefundenen Mittel, als: Sympathie, Elektricität, dephlogistische Luft, Schwefelrauch ꝛc. Alles dies wurde verworfen, dagegen auf das bündigste erwiesen, daß, im Fall die kleinen Ungeheuer auch nur Einen Stamm zu ihrer höllischen Buchdrucker-Officin bezogen hätten, sofort alle Fichtenbestände, jung und alt, ohne allen Pardon niedergehauen, das Holz aber, um es schnell genug aus dem Forste zu schaffen, theils für die Hälfte verkauft, theils verschenkt werden müßte. Bei guten polizeilichen Anstalten, versicherte der Autor, könnte dies demnach gar nicht Statt finden; wenn im Fall ein benachbartes Revier mit diesem Uebel heimgesucht wäre, müßten angestellte Wächter mittelst Feuerröhren die Ankunft des Feindes beobachten, bei dessen Annäherung einen entsetzlichen Lerm machen, die benachbarten Landleute aufbieten, und, mit Hülfe dieser, durch Rauch, Flintenschüsse, Blasebälge, große Wedel und Baumschütteln, den ungebetenen Gast abweisen.

Diese Schrift erhielt des Herrn v. Vielwort vollkommenen Beifall. Er kaufte auf Kosten der Forstkasse davon eine Menge Exemplare an sich, die er gratis unter die Forstbedienten des Landes vertheilen ließ. Förster Milian lag eben am Zipperlein hart darnieder, als auch er das unerwartete Geschenk erhielt. Da der Arzt ihm alle starke Getränke verboten hatte, so war kaum mit ihm auszukommen. Er warf das Haagensche Meisterwerk mit einem derben Fluch unter den Tisch, und hielt den Bücherschreibern eine, eben nicht erbauliche, Lobrede. Die lange Weile kann aber, gleich dem Hunger, einen Löwen zäh-

nen. Nach einer Weile ließ Kilian sich das Büchlein wieder hervorsuchen, und las wirklich darin; anfangs bloß, um die Zeit zu tödten, nachher aber mit großem Interesse.

Im dritten Abschnitte stellte mein Lehrer den Satz auf: daß, bei einer auch nur geringen Ansteckung, sämmtliche Fichtenbestände niedergehauen, und das Holz entweder für die Hälfte des Werthes verkauft, oder gar verschenkt werden müsse.

Unserem Patienten that es nun in der Seele weh, daß sein Revier aus bloßem Laubholz bestand, folglich gar keine Hoffnung vorhanden wär, daß die Buchdrucker-Käfer sich auch einmal dort etablirten und ihr einträgliches Handwerk auch für ihn nützlich machen würden. Nach langem Nachdenken fand er endlich, daß sich dem Borkenkäfer ein Surrogat unterschieben lasse. Diese Hoffnung trug nicht wenig zu seiner baldigen Genesung bei, und in seiner schmutzigen Seele reifte ein Plan den die Umstände nur zu sehr begünstigten.

Im nächsten Frühling zeigte sich der Maikäfer in ungewöhnlicher Menge, und vorzüglich auf Kilians Revier. Er benutzte sogleich diesen Zufall, und brachte, mit Hülfe eines verdorbenen Advokaten, der in seiner Nähe wohnte, einen Bericht von vielen Bogen zu Stande, worin er bewies, daß der Maikäfer (Scarabaeus melolontha) den Laubholzwaldungen eben so gefährlich sey, als der Hieroglyphen-Drucker den Fichten, und daß gegen ihn eben die Mittel zur Anwendung kommen müßten, die der Oberförster Haagen zu Dreilich kürzlich in seiner gelehrten Abhandlung gegen jenen vorgeschlagen habe.

Auf den ersten Lärmruf eilte nun der Oberforstmeister v. Vielwort nach Dunkelau, wo er nicht nur die Gartenhecke des Försters, sondern sogar dessen Wohnung mit dem gefährlichen Ungeziefer angefüllt fand. Dieser hatte nemlich in der Gegend so viele Maikäfer, als möglich war, auffangen lassen, und damit seinen Hof und die Zimmer zum Empfang des Oberforstmeisters garnirt. Herr v. Vielwort konnte daraus einen Schluß ziehen, wie es erst im Walde aussehen müsse, und fand es daher auch überflüssig, seine Localrecherche weiter fortzusetzen. Kilians Vorschläge wurden genehmigt, und im strengsten Sinne des Wortes theilten beide Forstmänner den Gewinn des aufmerksamen Beobachters.

Nachdem ein umständlicher Bericht zur Residenz abgegangen war, worin die Nothwendigkeit dargethan wurde, den Wald vorgeschlagener Maßen zu läutern, um dem Ungeziefer keinen weitern Aufenthalt zu gestatten, reis'te Commissarius in ein benachbartes Bad, und die Dunkelauer Forste hallten von unzähligen Holzäxten wieder. Die Arbeit förderte bestens, und die benachbarten Hüttenwerke, die das schönste Buchenholz für einen Spottpreis erhielten, hatten, nächst dem Förster, goldne Zeiten. Vielwort ließ es sich in seinem Kurort ebenfalls wohl seyn, und bis dahin ging alles vortrefflich.

Meinen Onkel Jrrwald, der mit Kilians Forsten grenzte, rührte beinahe der Schlag, als er den Gräuel zu Gesichte bekam, und er lief brennenden Kopfes nach Dreilich, um seinem beklommenen Herzen Luft zu machen, und versicherte hoch und theuer, dem Fürsten, dem er geschworen habe, nach Kräften Schaden und Nachtheil

abzuwenden, den ganzen Vorgang anzeigen zu wollen. — Haagen bat, nichts zu übereilen, sondern die Sache reiflich zu ergründen und systematisch zu behandeln. — Am andern Tage reiste ich im strengsten Incognito, doch mit gehöriger Vollmacht versehen, nach Dunkelau ab, und mein Onkel eilte, unter Verwünschungen unserer scientifischen Langsamkeit und Kilians Tücke, nach Hause.

Zwei Tage vergingen nun, ehe ich das Genus des Käfers genau erörtern konnte; am 3ten und 4ten mußte ich dessen Lebensart beobachten; den 5ten brachte ich die gesammelten Bemerkungen zu Papier; der 6te verstrich über dem Sammeln einiger schönen Exemplare, und schon am 7ten Tage seit meiner Abreise erstattete ich dem Oberförster von meiner Sendung Bericht.

Da der Dämon der Schriftstellerei einmal bei uns eingekehrt war, so durfte diese Gelegenheit nicht unbeschrieben vorübergehen; es wurde vielmehr beschlossen, den möglichsten Aufwand von forstmännischem Scharfsinn zu zeigen, und unseres Gegners Behauptungen unter dem Gewicht unserer Gelehrsamkeit für immer zu unterdrücken. Darüber verging Eine Woche nach der andern, obgleich der ungeduldige Nachbar Irrwald es nicht an Erinnerungen fehlen ließ. Kilian und seine Holzhauer waren indeß rascher zu Werke gegangen. Der größte und schönste Theil des Forstes rauchte bereits in Kohlenmeilern, als ich die Beendigung meines Werkes ankündigte. Es war zu Ende Augusts. Der Fürst hielt auf der Buschheimer Wildfuhr ein Beijagen, wobei die ganze Jägerei zugegen war. Nach dem Abschießen nahte ich mich furchtsam, und überreichte die Abhandlung über den Maikäfer,

die mich auf dem Titelblatt als Autor nannte. Serenissimus verstand, da gerade das Jagen abgeblasen wurde, meine gestammelte Anrede nicht, schob die in grünen Marokin gebundene, auf den Schnitt vergoldete, Dissertation in die Rocktasche, und befahl, mir einen harten Thaler zu geben. Vetter Haagen und ich, besonders aber Onkel Irrwald, waren mit diesem Erfolg nicht zufrieden, und letzterer murrte laut genug, daß er seinem Kopf nicht gefolgt und frisch angehetzt habe.

Indeß war doch die Aussaat nicht verloren gegangen; beim Auskleiden fand der Kammerdiener mein Opus in der Rocktasche seines Herrn, und fragte, wo er das Buch hinthun sollte. Der Fürst ließ es sich geben, und blätterte darin während des Auskleidens. Der erste Abschnitt, worin ich gründlich erwies, daß der Maikäfer ein Insekt mit harten Flügeldecken sey, und Scarabaeus melolontha heiße, wurde ganz überschlagen; den zweiten und dritten, worin die Geschichte aller bekannten Maikäfer-Verheerungen beschrieben war, traf ein gleiches Schicksal, und nur der letzte, worin geradezu behauptet und mit ungeheurer Erudition bewiesen wurde: **die abgefressenen Bäume trieben, ohne sonderlich dadurch zu leiden, wieder frische Blätter**, zog des Fürsten Aufmerksamkeit an sich. Er lächelte über diesen gewagten Satz, weil er sich wohl erinnerte, vom Oberforstmeister das Gegentheil gehört zu haben. Der Leibjäger, der ihn auskleiden half, und dem er die vermeinte Lächerlichkeit zum Besten gab, versicherte trocken hin, jedes Kind wisse, daß ich Recht habe, und der gnädigste Herr sei hintergangen.

Diese Gelegenheit kam wie gerufen; denn der Leibjäger hatte schon lange ein Auge auf Kilians einträglichen Dienst. Er unterließ daher auch nicht, ihn mit wahren, das heißt, mit sehr schwarzen Zügen zu schildern, und der Fürst ging mit der Ueberzeugung zu Bette, Kilian sei ein Schurke, und Herr v. Vielwort entweder dessen Mitschuldiger, oder ein ausgemachter Ignorant.

So wie die kalte Ueberlegung, als eine etwas altmodige Freundin bei guten Zeiten gewöhnlich in den Hintergrund gestellt, in vorkommenden kritischen Fällen dagegen aber deste freundlicher vorgerufen wird, so ging es dem Fürsten mit einem seiner Räthe, Ehrmann genannt, der Tags darauf in aller Frühe zur geheimen Audienz beschieden wurde. Sereniſſimus legte ihm den Fall wegen der Maikäfer-Plage vor, und forderte seinen Rath. Der ernsthafte Mann lachte zum ersten Mal in vielen Jahren über die Maikäfer-Verheerung, und wollte meine Dissertation gar nicht ansehen, weil er versicherte, schon als Knabe gewußt zu haben, daß die angefressenen Laubholzbäume wieder ausschlagen. Ob er gleich kein Forstmann sey, sagte er, so sollte es ihm doch leicht werden, dem Betrieger die Larve abzureißen. Hierauf reiset er, mit Vollmacht versehen, unverzüglich nach Dunkelau ab, wo er mehr als zureichende Beweise fand, daß schon vor dem Einrücken der feindlichen Maikäfer die Domginer-Waldungen am Förster Kilian den verheerendsten Feind gehabt hatten.

Meine Abhandlung war zwar ungelesen zu den Akten gekommen; nichts deste weniger erfuhr Herr v. Vielwort, daß er hauptsächlich mir die unangenehme Lage

zu danken habe, in der er sich nun befand. Die Leibjäger-Parthei bot alles gegen Kilian auf, den die des Oberforstmeisters gerne sinken ließ, wenn nur erwiesen werden konnte, daß die Laubhölzer vom Befressen der Maikäfer so gut abstürben, als die Fichten von dem Arbeiten des Typographus.

Nichts war leichter als das. Auf einer benachbarten Universität wurde eine Schrift in die Arbeit gegeben, die alles, was verlangt ward, und selbst auf das scharfsinnigste, bewies. Ehrman erklärte: daß, da er kein Forstmann sei, er auch hierüber nicht rechten wolle. Daß Kilian aber ein Betrieger sey, der den Fürsten vor und nach dem Maikäfer-Paroxysmus bestohlen habe, liege klar vor Augen, weshalb er solchen zur Kassation und Vestungsstrafe dringend empfehlen müsse. Letztere unterblieb nach dem Willen des gütigen Landesfürsten, und nur die Kassation wurde vollzogen.

Der ehemalige Förster von Dunkelau hatte sich jedoch in Zeiten Freunde bei dem bösen Mammon gesammelt und konnte, nach der Meinung meines Onkels, die Lendenbraten seines Forsts, die er aus dem Schiffbruch gerettet habe, in Ruhe verzehren.

Des Leibjägers Zweck war nun ebenfalls erreicht; denn es erhielt derselbe sofort das längst erwünschte Bestallungs-Decret.

Daß mein Loos weniger vortheilhaft ausfallen mußte, wird man leicht einsehen. Herr v. Vielwort konnte mir meine gelehrte Abhandlung nicht verzeihen, schilderte mich als einen unruhigen und bösartigen Jüngling, und wirkte eine Cabinetsordre aus, die mir das Land zu verlassen

Befehl, um anderwärts mein Glück zu ſuchen. Dieſer Befehl war der bitterſte Tropfen im Lebenskelche meines braven Onkels. Das non plus ultra ſeiner Wünſche für mich, beſtand in einer Adjunktion auf dem Revierdienſt zu Buſchheim. Dieſe ſchöne Hoffnungsblüthe ſah er jetzt von dem bösartigen Maikäfer zerfreſſen. Bei Gott! rief er aus: es iſt meine eigene Schuld; ich hätte dich dem Nachbar Haagen nicht in die Arbeit geben ſollen. Nun haben wir's! er hat dich auf die vermaledeiten Bücher zu frühe gewoſſen gemacht, daß du darüber fehrtenlaut geworden biſt!

Schnellkr gefaßt war der Oberförſter. Ein Märtyrer der Wahrheit zu werden, ſchien ihm ſchon hoher Gewinn. Mit ſelbſtgefälligem Lächeln ſagte er: wir haben etwas Rechtes gelernt; wir werden anderwärts unſer Fortun ſchon machen! — ubi bene ibi patria! — Auch ich trat dieſer Meinung bei, und wanderte meinem undankbaren Vaterlande getroſt den Rücken. —

Es war mir von praktiſchen Freunden gerathen worden, die Bergäckiſchen Forſten zu bereiſen, und ich that dieſes auch wirklich. Bald aber zog mich die Gelehrſamkeit einer benachbarten Univerſität ſo ſehr an ſich, daß ich ihre Ringmauern nicht eher verließ, als bis ich mich dem Publikum durch zwei Schriften bekannt gemacht hatte. Die eine erſchien unter dem energiſchen Titel: Der Holzhauer, wie er ſeyn ſoll; die andere hatte folgendes etwas breiteres Aushängeſchild: | Verſuch eines Lehrbuchs für Köhler, Aſchen- und Kienrußbrenner, Pechſieder und Theerſchweler, oder für ſolche, die es werden wollen, nebſt

einer Anleitung in kurzer Zeit die nöthigen Kenntniſſe in der Chemie, Mechanik und Botanik zu erlernen, nebſt vielen Kupfern und Tabellen.

Auch meine Abhandlung über den Maikäfer (Scarabaeus melolontha) war, mit Anmerkungen verſehen, in eben der Verlagshandlung erſchienen, und ich arbeitete mit allen Kräften an einer neuen Ausgabe, indeß niemand die erſte kaufen wollte. Unter dieſen Beſchäftigungen war eine geraume Zeit verſtrichen, und noch mußten Chriſtoph Irrwalds Sparpfennige mich beym praktiſchen Leben erhalten, indeß mein Geiſt in die tiefſten Tiefen der Theorie hinabſtieg. Doch zog mich bald ein glücklicher Zufall aus meiner großen Verlegenheit.

Der Graf zu Waldſtein hatte nemlich ſeinen alten Oberjäger, dem bis jetzt die Leitung des Forſt- und Jagdweſens anvertrauet geweſen war, durch den Tod verloren, und es wurde ein Mann geſucht, deſſen Stelle zu erſetzen. Dem Grafen war zwar ein gutes Herz nicht abzuſprechen; durch einen langen Aufenthalt in England hatte indeß eine entſchiedene Liebhaberey für alle Gefechte zwiſchen Thieren, wie zwiſchen Menſchen, bey ihm Wurzel gefaßt. Er beſchloß daher, die erledigte Stelle Demjenigen zu konferiren, der in drey Sitzungen einige Sätze aus der Forſtwiſſenſchaft gegen alle Anweſende ſiegreich vertheidigen würde. Dieſe Aufforderung ließ er in vielen öffentlichen Blättern bekannt machen.

Kampfluſtige erſchienen hierauf aus allen Gegenden. Nicht bloß Forſtleute, nein! auch verdorbene Rechtsgelehrte, unpromovirte Aerzte, ſuſpendirte Prediger, und

banquerotte Material-Händler fanden sich, nebst vielen pachtlosen Oekonomen und herrenlosen Verwaltern, auf dem Holzplatze ein.

Durch mein angestrengtes Studieren sahe ich mich im Besitz eines solchen Schatzes von theoretischen Kenntnissen, und durch das frühe Waldhornblasen, wozu mein Onkel mich angehalten hatte, war meine Lunge so erweitert, daß mir nur ein gewisser, aus dem Kloster entsprungener, Ordensgeistlicher, einigen Widerstand zu leisten vermochte. Doch bald war auch dieser unter der Zentnerlast meines Wissens erdrückt, und zum nicht geringen Mißfallen des Grafen, der sich eine längere Dauer des Turniers versprochen haben mochte, erschien niemand weiter, mir den Sieg streitig zu machen.

Ich trat nun meinen Posten als Forstinspektor sogleich an, und fand 5000 Morgen wohl bestandener Waldung, nebst einer kleinen aber gut besetzten Wildbahn. Mit beiden beschloß ich eine höchstnöthige Reform vorzunehmen. Auf meinen Auftrag wurden die Forste sofort vermessen und taxirt, auch zu mehrerer Sicherheit revidirt und superrevidirt, die Wildbahn aber ganz ausgerottet. Weil aber der Graf ein Freund vom Jagen war, so wurde ein Thiergarten von drei Stunden im Umfang angelegt. Der Wildzaun fraß zwar den Holzbestand eines ganzen Reviers, und kostete an Arbeitslohn mehr, als die Forsteinkünfte eines ganzen Jahres betrugen; dagegen konnte aber außerhalb alles nunmehr ungestört wachsen.

Zu meinem Erstaunen waren nicht nur die Jäger, sondern selbst die Landleute gegen diese Neuerung; denn

sie hatten berechnet, daß die Wildbahn im Freien ihnen sonst nicht so viel gebessert hatte, als sie jetzt an Diensten und baaren Abgaben zur Unterhaltung des Parks steuern mußten. Der Landesherr, der für alles, was ihn vor seinen Nachbarn auszeichnen konnte, empfänglich war, ließ sich von mir zu Anlegung einer Forstschule bereden, wozu die Lehrer bald verschrieben wurden. Damit verknüpfte ich eine eigene und bleibende Forstvermessungs-Anstalt. Diese Institute, verbunden mit der Vermehrung des Personals, die durch Einführung der Hangenschen Berechnungs- und Administrations-Methode erforderlich wurde, so wie die Vermessungen und Taxationen, nebst den Anlagen von Pflanzschulen für fremde Bäume und Sträuche, machten es dringend nöthig, auf Mittel zu denken, diesen außerordentlichen Aufwand zu decken. Extrahiebe und Durchforstungen wollten nicht zureichen. Auch mit der Holzflöße, die ich angelegt hatte, um ins Ausland zu handeln, war nicht fortzukommen, weil die Nachbarn mehr von dieser Waare hatten, als ich. Alle Kräfte des Waldes schienen bereits aufgeboten, und nur zu deutlich konnte bemerkt werden, daß ich in der Gunst meines Herrn eben nicht auf der Zuwachsscale stand. Uebelgesinte hatten ihn auf die vielen Ausgaben aufmerksam gemacht, die ich täglich veranlaßte, und wahre Ohrenranten versicherten höhnisch, daß es sich in den geschlossenen Beständen vortrefflich umher reiten ließe, seitdem meine Durchforstungen eingeführt seyen. Doch hatte zu allen meinen Operationen die permanente Statistik als Hauptleitstern geleuchtet. —

Tiefsinnig schlich ich einst durch den Eichenwald, wo

ich zuerst das große Wort: es werde Licht! ausgesprochen hatte, um den Thiergarten einzäunen zu lassen, als es in meiner Seele plötzlich so helle, als um mich her, wurde. Du Thor! rief ich aus; du verblendeter Thor! kann nicht der Anbau des unächten Akazienbaums das alles in kurzer Zeit wieder gut — die Verwaltungskosten unnöthig und deinen Grafen zum reichsten aller Waldbesitzer machen? — Es wurde nun alsbald Hand ans Werk gelegt, was von Akaziensamen in der Nähe aufzutreiben war, angekauft, und eine bedeutende Quantität desselben unmittelbar aus Philadelphia verschrieben. Die gepriesenen Fremdlinge gingen bei sorgfältiger Pflege bald auf, und wuchsen noch in demselben Jahre zu einer Höhe, die alles in Erstaunen setzte. Sie höhnten den Grafen dies Mal mit meinen forstmännischen Operationen wieder aus, und ich erhielt Befehl sofort an meinen Correspondenten um einen neuen Transport Akaziensamen zu schreiben.

Die Ungeschliffenheit des deutschen Klima's hatte indessen beschlossen, mir diesen Triumph zu entreißen. Eine kalte Frühlingsnacht kostete Tausenden meiner Lieblinge allen Wachsthumsgesetzen zum Trotz, das Leben, und was diesem Uebel entging, welkte bald darauf in der sengenden Frühlingshitze, die unmittelbar folgte, dahin. Meine Verlegenheit war jetzt auf das höchste gestiegen; nach allen nöthigen Abzügen ergab sich, daß die Forstkasse einen negativen Werth erhalten hatte, und = A — B — C war. Diese Oedung zu decken war unmöglich, da ich durch vielfältige Edukte die Staatswaldungen unaufhörlich hatte bluten lassen. Der Verzweiflung nahe, rettete

lich, nicht ein Ungefähr, sondern ein seltener Gedanke, von dem ich in der That nicht weiß, ob er sich im Saftkessel meines eigenen Gehirns bestockt, oder ob ein fremder Dämon ihn mir zugeflistert hatte. Begeistert rief ich aus: keine Forstregie mehr! freies Eigenthum fortan! keine Eingriffe weiter in das Privateigenthum! aber auch Geld in meiner Forstkasse!

Bisher standen auch in unserm Ländchen die Waldungen der Privatpersonen unter einer sehr eingeschränkten Kontrolle des Forstpersonals, die jedoch den Eigenthümern um deswillen zuwider war, weil manche ihre Holzungen gerne ausgereutet und bei den hohen Getreidepreisen lieber zu Aeckern gemacht hätten. Hierauf waren diejenigen am eifrigsten bedacht, die Ursachen hatten, dem augenblicklichen Vortheil alle andere Rücksichten zu opfern.

Mein Plan war bald und in der Stille durchgearbeitet. Einige reiche Gutsbesitzer ohne Erben, solche, die sehr verschuldet waren, Kornwucherer und Güterschacherer traten ganz auf meine Seite, indem sie auch die übrigen Interessenten beredeten, durch freiwillige Besteuerung der Waldstücke das Recht an sich zu kaufen, diese nach Wohlgefallen zu devastiren. Doch dieses allein war nicht zureichend, die Kasse wieder zu nachhaltigen Kräften zu bringen; es mußte dazu ein Hauptschlag geschehen.

Die Wünschelruthe des menschlichen Verstandes läßt niemanden im Stich, der, über die gewöhnlichen Vorurtheile erhaben, sein steinernes Wohnhaus niederreißen

will, um auf den Ruinen desselben ein luftiges Sommerpalläschen zu erbauen. Mein Zauberstab zeigte mir einen Schatz, den zu heben es nur der Einwilligung des Regenten bedurfte. Die Veräußerung der Staatswaldungen war die Goldgrube, zu der mich Geldmangel und Neuerungssucht geführt hatten. Sofort eilte ich, die Widersprüche der Jägerzunft sowohl, als der Forsterklasse erwartend, an das Werk, und begegnete allen Einwürfen mittelst einer Schrift, die ich mit dem Motto: das Kinderröckchen. ꝛc.! dem Grafen und seinem Collegio, nach anfänglicher Anstrengung, vorlegte.

Mein Erstaunen war gränzenlos, als ich dort einen eifrigen Verfechter meines Plans fand, auf den ich als der entschiedensten Gegner gerechnet hatte. Es war der Hofrath Geyer. Dieser Mann von zweideutigem Charakter, aber gründlichen Kenntnissen, hatte mich bis jetzt mit beißendem Spott und mehrentheils mit gerechtem Tadel verfolgt, und ihm hatte ich es vorzüglich zu danken, daß der Graf viele meiner Unternehmungen aus dem wahren Gesichtspunkt ansah. Jetzt trat er ganz auf meine Seite, und wußte den Landesherrn, der ohne Erben war, auch jährlich auf Reisen große Summen brauchte, allen Einwendungen des alten Jäger- und Forstklubs zum Trotz, für uns zu gewinnen.

Das Project wurde mit Blitzesschnelle ausgeführt. Die Abtheilung der Staatswaldungen ging rasch vor sich, und der Verkauf dieser Parcellen nahm seinen Anfang. Es entstand nun zwar noch die Frage: was bei dieser beinahe allgemeinen Auflösung der Forstregie mit dem so zahlreichen Forstpersonale anzufangen sey; die

Entzifferung des Problems setzte mich aber keinen Augenblick in Verlegenheit. Aus einer beliebten Forstschrift hatte ich gelernt, daß die Förster und Jäger eine verdorbene und betriegerische Menschenrasse sey, der man keine Aufsicht, Hut und Pflege fremder Waldungen und wilder Thiere mehr anvertrauen dürfe, u. s. w. Lohnte es sich der Mühe, mit einem so verworfnen Häuflein viele Umstände zu machen? So bauete ich schon wieder auf das schiefe und leidenschaftliche Urtheil Anderer, statt meinen eigenen Erfahrungen zu vertrauen, die mir in Christoph Irrpald, im Oberförster Haagen und noch in so vielen Andern meiner Bekanntschaft bündige Gegenbeweise lieferten. Eine leise Ahndung sagte mir zwar, daß unter dem Personale, dem der Stab so rasch gebrochen worden, nicht lauter Kilian's seyen; doch hielt ich mich für verpflichtet, wenigstens für ihren künftigen Unterhalt zu sorgen. Es wurde daher eine Abtheilung in drei Klassen von mir vorgeschlagen. Aus der ersten sollten künftig die Schulmeisterdienste besetzt werden; die zweite wurde angewiesen, sich auf die Thier-Arzneikunst zu legen; die dritte bestimmte ich zu Nachtwächtern, Straßenaufsehern ꝛc. Doch dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Ein unerwarteter Schlag veränderte die ganze Scene. Mit dem ersten Erlös aus den verkauften Staatswaldungen, hatte der Graf eine große Reise unternommen; doch wenige Tagereisen von seiner Heimath kostete ihm ein gefährlicher Sturz mit dem Wagen das Leben. Von dieser traurigen Nachricht war sein Bruder, der ihm succedirte, selbst der Ueberbringer.

Noch am Tage seiner Ankunft erhielten Hofrath

Geyer

Geyer und ich, Hausarrest, indem ein förmlicher Inquisitionsprozeß gegen uns eröffnet wurde. Durch die beinahe unmenschliche Anstrengung, womit ich gesucht hatte, die vorgesteckten Geschäfte zu beendigen, war indeß meine Federkraft gelähmt.

Den letzten Ereignissen unterlag mein sonst starker Körper, und ein hitziges Fieber zerrüttete meine Verstandeskräfte, welches die Umstehenden an dem immer wiederholten Ausruf: keine Forstregie! keine Staatswaldungen mehr! gewahr wurden. Diese zwiefachen Leiden hätte ich nicht aushalten können, wenn nicht ein ehemaliger Förster, der von mir in die zweite Versorgungs-Klasse rangirt, folglich zum Thierarzt bestimmt war, nebst seiner Tochter, sich meiner angenommen hätten. Als ich meiner Sinne wieder mächtig war, erfuhr ich von diesen guten Menschen, daß der Hofrath Geyer inzwischen aus dem Arrest entsprungen sei, und die Untersuchungs-Kommission in meinen wie in seinen Papieren den sichern Beweis gefunden habe, daß sich zwar die Idee des Domainen-Forstverkaufs von mir herschreibe, der Hofrath Geyer aber allein, durch heimlichen Wucher, Bestechungen ꝛc. Nutzen davon gezogen habe; wogegen ich mich mit dem Ruhm begnügt zu haben scheine, den großen Gedanken auszuführen, und der Welt das Beispiel einer so seltenen als burschikosen Finanzoperation zu geben.

In der That lieferte der Zustand meiner Privatkasse den sichersten Beweis, daß ich beständig ein ehrlicher Mann geblieben war; doch konnte ich dem Urtheil nicht

entgehen, welches mir bald nachher bekannt gemacht wurde und dem Hauptinhalte nach folgendermaßen lautete:

Der bisherige Hochgräfl. Forstinspektor Johann Adoph Irrwald habe, während seiner sechsjährigen Administration der Domainen-Forsten, durch übertriebene, auf falsche Berechnung gegründete Benutzung, die Forsten beinahe gänzlich entkräftet, dabei durch unnützen Aufwand für Administrations- und Verbesserungs-Anstalten, die Kasse gänzlich erschöpft, und sei endlich auf die unglückliche Idee der Forstregie-Aufhebung und des Staatswälder-Verkaufs verfallen.

Sämmtliche diese Operationen hätten die nachtheiligsten Folgen für das Hochgräfliche Interesse gehabt, und verdiene Irrwald schon deshalb nachdrückliche Bestrafung. Da indessen aus Untersuchungsakten hervorgehe, daß derselbe diese Fehltritte nicht aus Eigennutz begangen, sich auch dabei nicht so, wie der Hofrath Geyer, bereichert habe: so wolle man nachgeben, daß anhaltendes Studium theoretischer Schriften eine Ueberspannung der Einbildungskraft und diese und jene schädliche Entwürfe hervorgebracht habe.

Ob nun gleich die Wirkung für das hohe gräfliche Haus äußerst nachtheilig gewesen sey; so habe Irrwald doch nicht die Absicht gehabt, seine Pflichten zu verletzen. Man wolle daher aus besonderer Milde demselben alle

wohlverdiente Strafe erlassen, ihn aber auch zugleich seines Dienstes entsetzen, indem dessen forstwirthschaftliche Spekulationen viel zu kostbar und falsch berechnet seyen, als daß man es auf einen zweiten Paroxismus ankommen lassen dürfe.

Meine Lage war nun traurig. Indeß verlor ich doch den Muth nicht; vielmehr ging mein Entschluß dahin, nach Philadelphia zu reisen, und dort einen Handel mit Akaziensamen zu unternehmen. Die Tochter meines Gastfreundes, wirklichen Försters und designirten Thierarztes, hielt mich aber davon zurück. Ihre blauen Augen hatten sich die Territorial-Herrschaft über mein Herz angemaßt; und weil sie eine unwiderstehliche Abneigung gegen alle exotische Gewächse und Ideen hatte, so antwortete sie auf meinen Reiseplan mit einem bedeutenden Kopfschütteln und mit dem bekannten Waidspröchlein: bleibe im Lande, und nähre dich redlich. Aber eben an letzteren schien es fehlen zu wollen. Eine Menge von Projekten, wovon keins als ausführbar erkannt wurde, waren schon in Vorschlag gebracht worden, als eine ganz unerwartete Hülfe erschien.

Eines Abends, da ich, wie gewöhnlich, in der Dämmerung auf und nieder ging, ohne, wie vormals, für das ganze Jägerpersonale die Klasse finden zu können, in welche ich mich selbst, als einen überflüssigen Forstbedienten, mit meinem ungestümen Magen rangiren könnte, öffnete sich die Thür. Bestürzung, Scham und Erstaunen versetzten mich in die größte Verwirrung, als ich den Hofkammerrath Schlicht eintreten sah. Er war

der Vertraute des jetzt regierenden Grafen, — eben der, welcher die Untersuchung gegen mich und den Hofrath Geyer geführt hatte. Er ließ mir nicht Zeit, die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln herzustammeln, sondern sagte, indem er mir eine Schrift einhändigte: bevor wir ein Gespräch mit einander beginnen, müssen Sie die Denkungsart meines Herrn, und auch die meinige, kennen lernen. Auf seinen Befehl ist ihre Angelegenheit noch einmal gründlich untersucht worden; es hat sich bestätigt, daß Ihre übertriebenen Kontrollen; die Akazien und andere Anlagen, die Flößanstalten, die Plänkammer, das Forstinstitut und der Thiergarten dem Lande großen Schaden gebracht haben, und daß die Aufhebung der Forstregie; und der Staatswälder-Verkauf ihm beinahe den letzten Stoß gegeben hätten. Es ist aber am Tage, daß Ihre Absichten rein und tadellos das auf dem unrechten Wege gesuchte Gute bezweckten, und daß Sie den guten Zweck nicht in allen Fällen verfehlten. Diese Rücksichten haben den Grafen mit ihnen ausgesöhnt. Da indeß die Landeskassen keine starken Ausgaben gestatten, so versichert Ihnen das gegenwärtige Dekret die Hälfte Ihrer bisherigen Besoldung, bis Sie anderwärts eine anständige Stelle gefunden haben werden.

Hofkammerrath Schlicht ließ mich nicht zu Worten kommen, als ich meinen Dank ausdrücken wollte; er ging vielmehr zu einer scharfen, aber nicht bittern, Kritik meiner Administration über. Die allzu speziellen Vermessungen und Taxationen nach meiner Anordnung, schienen ihm mehr Zeit und Geldaufwand erfordert zu haben, als nöthig war; die Revisionen und Superrevisio-

nen machte er lächerlich, indem er sie mit den magern Kühen des Königs Pharao verglich; den Thiergarten, meinte er, habe man ersparen und doch die Wildbahn unschädlich machen können. Die Forstschule hatte Schlichts Beyfall; nur, sagte er, sei der Maaßstab bei diesem Institute so sehr verfehlt, als bei der Vermehrung des Personals, die mein Administrations-System erfordere, und, gleich den öftern Revisionen, ihre mühsam erworbene Ernte selbst verschlinge.

„Was den Akazienanbau betrifft," fügte er lächelnd hinzu, „so werden Sie jetzt dahin einverstanden seyn, daß man auf die Autorität Anderer keine so gewagten Versuche machen darf, und daß es besser ist, den Säugling die Milch seiner eigenen gesunden Mutter trinken, als ihm eine fremde Amme jenseits des Meeres herkommen zu lassen. Doch wie geriethen Sie auf die wunderbare Idee, die in unserm Ländchen ohnehin nicht drückende Forstregie aufheben zu wollen?" — Erhöhete Kultur, durch freie Benutzung des Eigenthums, antwortete ich, Aufhebung der alten Jägertyrannei schien mir Wohlthat für das Land und seine Bewohner. — Und so, fügte der Hofkammerrath hinzu, gaben Sie dem Kinde ohne Bedenken das Werkzeug in die Hand, sich unausbleiblich zu schaden. Glauben Sie mir, jene Worte klingen schön vom Katheder, verhallen aber im Felde der Erfahrung, als ein leerer Schall. Die Waldungen haben zwar, wie die Aecker und Wiesen, die Befriedigung eines dringenden Lebensbedürfnisses zum Zweck; die Pflegung und Erhaltung der erstern muß aber aus einem ganz andern Gesichtspunkte gefaßt werden. Der Landbauer streuet Kör-

ner aus und genießt die Früchte seines Fleißes schon in demselben oder dem folgenden Jahre; nicht so der Forstmann. Dieser säet und pflanzt; die Ernte aber sammelt der Sohn oder der Enkel.

Was meinen Sie? ist es wohl der Geist unserer Zeit, mehr für den Nachkommen, als für sich selbst zu sorgen? Glauben Sie mir, nur eine hohe seltene Bildung und ein Pflichtgefühl ungewöhnlicher Art können den Menschen über jenen Egoismus erheben, der den Waldungen der Privatleute bald den Garaus machen würde, wenn die Staatsverwaltung es nicht hinderte. Wehe aber dem Staat, wo man zu dem verzweifelten Mittel der Forstregie-Aufhebung schreiten muß, um der Tyrannei einiger unwürdigen Subjekte Einhalt zu thun! Doch angenommen, die unbeschränkte Bewirthschaftung aller Privat- und Gemeindewaldungen sei ein Opfer, das dem Genius der Zeit gebracht werden müsse: — wie geriethen Sie aber auf den unseligen Gedanken, auch die Staatsforsten veräußern zu wollen?

„Der geringe Ertrag, Herr Hofkammerrath, im Vergleich anderer Grundstücke.“

Richtig! ein Morgen Waldboden bringt zuweilen nicht den vierten Theil eines Ackers von gleicher Größe; aber auch aus einem Spargelbeet löse ich zehn Mal mehr, als wenn es mit Roggen bebauet würde. Wollen wir darum dem Spargel den Vorzug geben? Oder würden Sie das einzige Eisenbergwerk im Lande eingehen lassen, weil der direkte Gewinn Ihnen nicht zureichend scheint? Thun Sie es, Ihre Nachbarn werden nichts dagegen haben, und eine Goldgrube in Ihrer voreiligen Spekulation finden.

„Die großen Administrationskosten wären dann doch erspart, und den Betriegereien der Forstoffizianten ein Ende gemacht.“ — Wahr! Der ausgerissene Zahn schmerzt uns nicht mehr. Konnte aber nicht anders geholfen werden? Sind die Administrationskosten nicht in dem Grade gestiegen, weil das Personale unverhältnißmäßig vermehrt und durch unzählige Tändeleien die Einkünfte vergeudet worden sind? Auch von Betriegereien reden Sie, und das nicht mit Unrecht; — doch auch denen ist so weit zu begegnen, als es überhaupt der Staatswirthschaft möglich wird, allem Unterschleif Schranken zu setzen.

Ein Eigenthum, wenn es sich nicht gehörig interessirt, zu veräußern, ohne vorher zu untersuchen, ob sich der Ertrag nicht erhöhen lasse, ist denn doch, gelinde ausgedrückt, eine wenigstens gewagte Operation. Und was hatten Sie bis dahin gewirkt, um jenen Zweck zu erreichen? Gar nichts! Sie hatten, wie unsere großen und kleinen Nachbarn in Osten und Süden, ohne gehörige Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse, ein Gebäude aufgeführt, das dem vorgezeichneten Plane gleichen sollte, den Sie von einem fremden Baumeister entlehnt hatten. Die Façade war schön; dagegen fehlte es dem Innern an Festigkeit, Eintheilung und Dauer. Es drohete den Einsturz. Da rissen Sie es ohne Bedenken nieder, und alle Welt sollte glauben, es sei entbehrlich. Wir haben ein kleines, aber wohl bebauetes, Land vor uns; der Ackerbau und die Viehzucht nähren den Bewohner reichlich, ohne daß eben Ueberfluß unter seinem Dache herrscht. Den Wiesen hat die Natur selbst ihren reichlichen Standpunkt angewiesen; bei den Aeckern, und vorzüglich bei den Wäl-

dern ist die Situation etwas weniger vortheilhaft. Die letztern nehmen oft den Platz der erstern ein. Die vorzüglichste Sorge der Staats-Administration gehe also dahin, dieses Mißverhältniß durch allmählige Umtauschung zu heben. Die Kultur wird dabei mehr gewinnen, als wenn Sie dem Landmann freie Hand lassen, seine Holzungen auszureuten. Der baare Gewinn wird ihn reitzen, mehr Aecker und Wiesen anzulegen, als er auf die Dauer bestellen kann, und bei einem unerwarteten Sinken der Getreidepreise, bei möglicher Abnahme der Bevölkerung, werden, anstatt nutzbarer Waldungen, verlassene Felder, mit wildem Dorngebüsch überzogen, dem Reisenden die Folgen einer einseitigen Spekulation in dem traurigsten Bilde entgegen halten. Wem an dieser Warntafel noch nicht genügt, der berechne die Wirkungen, die eine gänzliche Aufhebung der Forstregie, verbunden mit dem Verkauf der Staatswaldungen, haben muß.

Auch ich gehöre nicht zu jenen ängstlichen Unglückspropheten, die schon im nächsten Winter zu verfrieren fürchten. Nein! nur in sehr einzelnen Fällen drohet Deutschland Holzmangel, wovon so Viele in den waldigsten Gegenden unsers Vaterlandes träumen. Unmöglich ist er freilich nirgends; partiell, das heißt, rücksichtlich gewisser Sorten und Gattungen, sehen wir ihn jetzt schon vor Augen. Wie unvermeidlich wird er aber eintreten, wenn andere Verhältnisse sich noch mit der Nachgiebigkeit der Forstgesetze, mit der Vereinzelung der Domainenwaldungen verbinden! Und sollte er ja ausbleiben: wie kann etwas Anderes, als der unerträgliche Druck des Publikums, aus den letztern entstehen! Der Privatmann, der

die angekaufte Staatswaldung nicht auf eine andere Art nutzen kann oder will, tritt allein, oder in Verbindung mit den übrigen Besitzern, nunmehr an die Stelle des Landesfürsten. Die Schur der veräußerten Waldungen, die der Eigenthümer sonst schonend nützte, ist jetzt einem Fremden überlassen, der sein Recht grausam mißbrauchen, einen empfindlicheren Wucher treiben und bei weitem lästiger seyn wird, als die strengste Forstregie.

„Doch," unterbrach ich den Hof-Kammerrath, „werden Sie eingestehen, daß es selbst in Deutschland Länder „giebt, wo Umwandlungen der Privatholzungen und Veräußerungen der Staatsforsten zur nöthigen allgemeinen „Kultur mitwirken müssen."

Allerdings; aber beides mit gehörigem Maaß und Ziel! Wenn man sich überzeugt hat, wie hoch die Bevölkerung eines Landes nach dem Klima, den Produkten, und dem Flächeninhalt möglich oder wahrscheinlich steigen könne, dann ist der richtigste Maaßstab gefunden, um die theilweise Entbehrlichkeit der Forste bestimmen zu können. Erst dann, wenn man den nachhaltigen Holzertrag der Forste auf eine zuverlässige Art gefunden hat, ist es Zeit, den Eigenthümern freie Gewalt über den entbehrlichen Theil ihres Waldvermögens einzuräumen, oder das zu Viel von den Domainen-Forsten zu veräußern. Fürchten Sie ja nicht, bei vernünftig nachdenkenden Menschen unter die Obscuranten gezählt zu werden, wenn Sie wohlerhaltene Staatswaldungen zu den Schätzen des Landes rechnen. — So weise der Regent handelt, dessen milde Fürsorge für die Zeiten des drückenden Mangels Getreide aufspeichert, um damit Tausende vom Hun-

gerodt zu reuten, eben so klug und menschlich handelt Der, dessen Forsten ein lebendiges Holzmagazin sind, aus denen er immerwährend zum Besten seiner Unterthanen schöpfen, und Segen über Gewerbe, Fabriken und einzelne vom Schicksal gemißhandelte Individuen ausschütten kann. Noch mehr! Werfen Sie einen Blick auf die Geschichte dieses Ländchens.

Nach einem anhaltenden Kriege befand es sich in der äußersten Erschöpfung. Der Kredit war gesunken und keine Anlehen mehr aufzubringen. Da wurden die Domainen-Forsten zum Unterpfande angeboten, und die ansehnliche Summe, die darauf vorgeschossen und allmählig aus den Einkünften derselben getilgt worden ist, rettete von dem nahen Verderben. Doch, Sie haben der Gründe schon genug gehört, und ich wende mich nur noch an Ihr Gewissen. Gestehen Sie es mir frei! Ihre Operation glich der des verzweifelnden Seemanns, der die Anker kappt und alles Schwere über Bord wirft, gleichviel was: Kanonen, mit denen er sich vertheidigen, Wasser und Mundvorrath, die ihn erhalten sollen; wenn nur das Schiff leichter wird, um mit dem ungestümen Meere kämpfen zu können. So auch Sie. Da Ihnen kein Mittel übrig blieb, das Deficit zu decken, so warfen Sie das Kind sammt dem Bade zum Fenster hinaus, und nur ein Zufall rettete das unschuldige Schlachtopfer. Doch machen Sie sich keine weitere Vorwürfe; dem Unheil ist möglichst vorgebeugt worden. Die von Ihnen vorgenommenen Verkäufe sind annullirt, das Forstpersonale, dem Sie so unbarmherzig mitspielten, ist wieder eingesetzt, und die gute Sache hat gesiegt.

Ich versuchte es, noch Einiges zu meiner Entschuldigung vorzubringen; Schlicht aber blieb dabei, meine Geldverlegenheit, verbunden mit dem Kitzel, durch eine ganz unerhörte Staatsoperation die Welt in Erstaunen zu setzen, hätten allein meine letzten Verirrungen zu Wege gebracht. Ich mußte ihm stillschweigend Recht geben, und hatte nur noch eine schärfere Lektion über den Stoicismus anzuhören, mit dem ich die mir entbehrlich scheinenden Forstbedienten behandelt wissen wollte. Nur ganz dienstunfähige Menschen, meinte er, könne der Staat mit gutem Gewissen pensioniren; unbescholtenen, thätigen Männern einen Wirkungskreis anzuweisen, der ihren Neigungen und Fähigkeiten nicht entspreche, sei für die Individuen grausam, und für das Vaterland verderblich. Ich citirte meinen Schriftsteller, der das Anathema über die Jäger und Förster ausgesprochen hat; der Hofkammerrath legte mir aber die Frage vor, ob ich selbst die Erfahrung gemacht habe. Ich konnte es nicht bejahen. Verdammen Sie nie wieder, setzte er hinzu, ohne vorhergige genaue eigene Prüfung, und glauben Sie mir, mancher von diesen Leuten hat durch thätiges Wirken in seinem, wenn auch engen, Kreise, mehr für das allgemeine Beste gethan, als ein hochberühmter Autor, der deutsche und französische Verordnungen abschreibt, sie mit Exklamationen schmückt, und dann dicke Bände, damit angefüllt, in die Welt schickt! —

Hier endigte meine Unterredung mit dem Hof-Kammerrath Schlicht, die mich in ein tiefes Nachdenken versetzte und auf mein ganzes nachfolgendes Leben Einfluß behielt.

Meinem Onkel Irrwald hatte ich von allen meinen Schickſalen benachrichtiget, aber ſeit der letzten traurigen Kataſtrophe keine Antwort erhalten. Ich meldete ihm nun wieder das großmüthige Verfahren des Grafen, ſo wie auch meine Liebe zu der Förſtertochter, und bat um ſeine Einwilligung zur Heirath. — Es verging wohl ein halbes Jahr, bis endlich ein Brief aus Buſchheim ankam. Der Inhalt war überaus erfreulich. Chriſtoph Irrwald genoß eines ungewöhnlich kräftigen Alters; um mir aber eine ſichere Exiſtenz zu verſchaffen, hatte er es dahin gebracht, daß mir der dortige Revierforſtdienſt vom Fürſten zugeſichert war, dem Onkel aber lebenslänglich die Führung deſſelben übertragen blieb. Da auch meine Verheirathung von ihm gebilligt wurde, ſo blieb mir kein Wunſch übrig, als ſo bald wie möglich in die Arme des vortrefflichen Greiſes zu eilen.

Späterhin erfuhr ich auch, auf welche Art Irrwald den furchtbaren Scarabaeus Melolontha beſiegt hatte, der mich vor acht Jahren aus dem Lande verjagte. Der Oberforſtmeiſter v. Virlwort ſoll während meiner Abweſenheit keine Gelegenheit verſäumt haben, die Freunde in Dreylich und Buſchheim zu verfolgen; nur allein ihre unbeſcholtene Rechtſchaffenheit konnte ſie vor einem ſichern Falle ſchützen, bis endlich die Offenherzigkeit meines Onkels, der es dem Fürſten einmal geradeheraus eröffnete, er werde aus dieſer Urſache gedrückt, ihnen völlige Ruhe verſchaffte. Doch damit allein war ihm nicht gedient. Das Projekt, auch nach ſeinem Ableben einen Irrwald auf dem Buſchheimer Revier zu wiſſen, konnte er nie ganz aufgeben. Es beſchäftigte ihn ſehr ſtark, als

er die Folgen erfuhr, die meine moderne Forstauflösung gehabt hatte. Vielwort war zwar noch immer sein Freund nicht, doch war durch die Länge der Zeit vieles von dem ausgewachsen, was die Maikäfer verdorben hatten. Ueberdies vermehrten sich des Oberforstmeisters Bedürfnisse mit seiner Familie, und die aufgefundenen außerordentlichen Hülfsquellen wollten ihre Silberfluthen nicht mehr, wie sonst, in die erschöpfte Privatkasse des würdigen Chefs ergießen. Der nicht ganz geglückte Angriff auf die Dunkelauer Forsten hatte in ihm eine Art von Abscheu gegen ähnliche Expeditionen erregt, und mit dem Förster Kilian schien überdies alles Waldungeziefer zur Ruhe verwiesen zu seyn. Wind- und Schneebrüche wollten sich ebenfalls nicht ereignen. Die Dienste waren sämmtlich mit aktiven Forstbedienten oder mit rüstigen Adjunkten versehen. Die letzte Aehrenlese, die Herr v. Vielwort mit seinem Sekretair und dem Hofschneider theilte, war die Uniformirung des Forst- und Jägereypersonals gewesen; doch auch dieses unbedeutende Reservequantum hatte der vorige Winter mit seinen Schlittenpartieen rein aufgezehrt. Christoph Irrwald benutzte diese Krisis, indem er zum ersten Mal in seinem Leben, über sich selbst erröthend, einen Seitenweg einschlug. Ich habe, sagte er zum Vater Haagen nach der Rückkehr von einem Gang in die Residenz, Se. Hochwohlgeb. Gnaden vorsichtig angepürscht und aufs Blatt getroffen. Hanadel hat, Gott sey Dank! den Dienst in Buschheim. Gratulor ex animo, antwortete der Nachbar; und nun ging die Depesche an mich ab. Wenige Stunden von dem Orte meiner Bestimmung schlich ich, meine Beglei-

tung zurücklassend, zu Fuße auf wohlbekannten Wegen in das Thal, das als Knabe meine Wünsche und Hoffnungen eingeschlossen hatte, und mich jetzt als Mann im lieblichsten Abendschimmer freundlich zu begrüßen schien. Ich schlüpfte durch die Hinterthür zur Küche hinein, wo ich meine Tante antraf, die mich kaum mit Mühe erkannte. Sie legte den Finger auf den Mund, und flisterte mir zu: der Alte soll überrascht werden. Die Stubenthür wurde leise geöffnet, und ich sah meinen Onkel, der noch in der Dämmerung, die der Abend und die Weinranken vor dem Fenster verursachten, emsig in einem Buche las. Diese seltene Erscheinung, und die Bücherreihen über ihm, waren mir unerwarteter, als dem Lesenden mein Eintritt. Waidmanns Heil! rief er aus; du hast eine lange und beschwerliche Vorsuche gehabt. Freut mich, daß du endlich wieder eingewechselt bist, und nun bei mir einen Stand nehmen kannst. Meine Neugierde war gleich bei meinem ersten Eintritt durch den Anblick der Bücher rege gemacht worden. Ich konnte sie nicht lange unbefriedigt lassen, und erfuhr, was ich einem Dritten nie geglaubt hätte; nemlich: daß Christoph Herwald mit den Werken der besten praktischen Forstschriftsteller vertraut war. Mit seiner Bekehrungsgeschichte, wie er sie nannte, verwies er mich auf eine gelegnere Zeit, schlug aber schon auf den andern Tag einen Spaziergang nach Dreylich vor, zu dem ich gern meine Einwilligung gab. — Auch mit Haagen, merkte ich bald, war eine seltsame Metamorphose vorgegangen. Noch immer hatte Alles, was er sagte und

that, einen gelehrten Anstrich, und die Forstliteratur war sein Steckenpferd. Dagegen waren der kubischen Berechnung ganz andere Schranken angewiesen, die Platanus- und Maulbeer-Plantagen hatten tüchtigen Eichenkämpen weichen müssen, und das ganze Revier hatte ein vaterländisches Ansehen gewonnen. Eine kleine Sammlung ausgenommen, standen seine Bücher bestäubt in einem Winkel. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte.

Das Mittagsmahl war verzehrt; ein runder Tisch versammelte die drei Freunde in den traulichen Schatten der Gartenlaube. Da trank Onkel Irrwald auf meine glückliche Heimkehr, und forderte mich zugleich auf, die Geschichte meiner Pilgerschaft zu erzählen, von der ihm nur Bruchstücke bekannt waren. Haagen redete ebenfalls zu; und ich beichtete, was der Leser schon weiß. Beide hörten mich mit der größten Aufmerksamkeit, und nachdem ich meine Bekenntnisse geschlossen hatte, trank Förster Stoffel noch einmal den Willkommen, nahm dann das Wort, und sprach, indem er sich zu Haagen wendete: „Vielgeschätzter Herr Vetter und Nachbar! Der „Hanadel, den wir heute nach vielen Jahren mit der „Hülfe Gottes wieder bei uns sehen, hat seine Schick„sale, Verirrungen und wunderſamen Führungen uns „ohne Hinterhalt veroffenbaret; ich halte es daher auch „für Recht, ihm Dasjenige zu sagen, was sich inzwischen „mit uns ereignet hat."

Concedo! erwiederte Haagen; und mein Onkel fuhr fort: „Nachdem der fatale Streich mit den Maikäfern passirt war, und du aus deiner Heimath in die Fremde

hatteſt wandern müſſen, ohne zu wiſſen, wann du wieder mit deinem grauen Onkel würdeſt zu Holze ziehen können, wurde ich nachdenkend und faſt tiefſinnig. Der Bube, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt gerade wie eine Tanne, ſauberen Angeſichts, unverdroſſen, ehrlich, nüchtern, ein Jäger, wie man ſie ſelten findet, dabei gutmüthig und verträglich, kann aus den Büchern ſchwätzen, daß ich ihn ſelber nicht verſtehe; und doch, wegen der vermaledeiten Maikäfer muß er das Land meiden! Sind es der Herr Oberforſtmeiſter v. Vielwort und deſſen Ungeziefer allein, die daran Schuld haben? Nein, Nachbar Haagen! rief ich; Gott vergebe mir die Sünde; nur ſeine verdammten Bücher haben ihm dem Genickfang gegeben. Mit nichten! fiel das Gewiſſen ein, du ſelbſt biſt an allem Schuld. Warum miſchteſt du dich in Kilian's Angelegenheiten, und hetzteſt die beiden Bücherſchreiber auf ihn!

So klagte ich bald dieſen, bald jenen an, ohne auf den rechten Grund kommen zu können. Endlich verfiel ich auf den Gedanken, mich ſelbſt zu überzeugen, was es denn eigentlich mit den Büchern für eine Bewandniß habe. Der Herr Vetter lieh mir einige, die ich mit Fleiß von vorn bis hinten las, betrachtete und mit Dem zuſammen ſtellte, was ich theils in der Lehre gelernt, theils ſelbſt erfahren hatte. Vieles, das muß ich bekennen, recht Vieles davon war kerngut; aber Manches glich den Eichen, die auf dem Stock faulen, von außen grün, glattrindig und wacker ausſehen, aber von innen anbrüchig und elend ſind. Noch andere vergleiche ich mit den Saalweiden; kaum iſt ihnen der Platz zu gönnen, auf dem ſie wuchernd fortwachſen.

Stoffel

Stoffel, redete ich zu mir selbst, die Bücher sind so schlimm nicht, als du sonst wohl geglaubt hast; bist schon so alt, und kannst doch aus diesem und jenem noch lernen! — Vita brevis ars longa! fiel Haagen ein. — Die Forstbotanik wurde mir besonders lieb. Seitdem ich die Bäume und Sträucher meines Waldes so hübsch verständlich nennen und ordnen konnte, und ihr Entstehen, Leben und Sterben besser beobachten gelernt hatte, verjüngte sich alles um mich. Mit dem Gewilde ging es mir nicht besser; denn ich las gern und viel darüber. Eine neue Lektion erhielt ich, als vor etwa 6 Jahren ein junger Sausewind geschickt wurde, um mein Revier zu vermessen. Ich hatte mich auf das Ding gefreuet, hoffte dabei etwas zu profitiren. Aber, denkt euch! in drei Tagen, in drei Tagen, Hanabel! hatte der Windbeutel die Buschheimer Waldung vermessen. Wohl merkte ich es deutlich, daß der Taugenichts meinem gnädigsten Herrn das Geld aus der Tasche stahl; aber was war zu machen? Irrwalds Stoffel verstand nichts von dem Kram, und mußte schweigen. O! hättest du, klagte ich, in deiner Jugend etwas davon gelernt: wie bald wäre das Raubthier gekreis't, das nun mit heiler Haut davon kommt. Von Stund' an sprachen wir, Nachbar Oberförster und ich, quasi von nichts als dem Bücherwesen und dem eignen Lernen im Busch und Wald. Von dem Theoretischen wie vom Praktischen, willst du sagen, berichtigte Haagen. Eben davon, fuhr Irrwald fort; und nicht wahr? wir wurden endlich einig, nachdem jeder etwas nachgegeben hatte. Was meinst du, Vetter, was wir endlich herausbrachten? Theorie und Empyrie, rief

der Oberförster unterbrechend, müssen bei einander stehen, wie männliche und weibliche Blüthe; nur ihre Vereinigung kann eine nährende, wohlschmeckende Frucht hervorbringen. So denke auch ich, betheuerte mein Onkel; und ob man gleich Menschen und Vieh nicht zusammenrechnen soll, so muß ich doch sagen, es gemahnt mich dabei an den Schweißhund: löset man ihn zu früh, so wird er ein Schäker; arbeitet man ihn aber zu lange am Riemen, so kann man das Wild selbst hetzen. So ging es dir, Hanabel. Die Bücher — Doch von geschehenen Dingen muß man Gutes reden; überdies steht die Sonne schon hinterm rothen Berg. — Noch ein Glas zur schuldigen Danksagung, und dann wollen wir dem Herrn Vetter eine gute Nacht wünschen.

Seit diesem traulichen Abend vereinigte noch manches Gespräch ähnlichen Inhalts unsern kleinen Zirkel. Mehrere Jahre vergingen unter fleißiger Pflege des uns anvertrauten Staatsgutes. Wir leben glücklich, und arbeiten, so viel wir können, für die Nachwelt. Meine Lehrjahre, das weiß ich, werden nur mit dem Tode endigen, weil die Quelle, aus der ich schöpfe, unversiegbar ist.

III.

Gedichte.

1) Die Kiefer an die Eiche *)

Die stolze Eiche ist gepriesen
Als unsrer Wälder Königin,
In Eigenlob sich zu ergießen,
Tritt keck die Buche vor uns hin. **)

Mit proleriſchem Lob zu glänzen
Ist heut zu Tage keine Kunst —
O, sei nicht stolz mit deinen Kränzen,
Poch nicht auf der Poeten Gunst!

Laß doch, du Hohe, uns jetzt sehen,
Warum man prangend dich erhebt!
Es wird der Nimbus bald vergehen,
Der dich jetzt überall umschwebt.

Nur strebend nach den reichsten Fluren
Verschwendet die Natur an Dich.
Zeig mir doch deiner Größe Spuren
Auf dürrem Sande, so wie ich!

*) Man sehe das Lob der Eiche von Bunsen. Wildungens Lieder für Forstmänner und Jäger 1817. Seite 170.

**) Man sehe das dort folgende Gedicht.

Wo Du gedeihst, da können Saaten
Für Tausende zur Nahrung seyn;
Es gräbt um Frucht gewiß kein Spaten
In meines Domes Boden ein!

Daß du mit Jahren dich gebrüstet
In denen du doch nichts gethan? —
Nun, wen nach diesem Ruhme lüstet,
Den hält ein traurig eitler Wahn. —

Ich zähle nicht die leeren Tage,
In denen man umsonst gelebt!
In wenig viel — das füllt die Wage —
Und sieh! wie deine sich jetzt hebt.

Bekränze du den blut'gen Krieger,
Sei du besprützt von Opferblut,
Das einst der Tieger-gleiche Sieger
Vergoß in seiner Rache Wuth!

Sei du ein Grenzstein finst'rer Zeiten,
Denkmahl der Waldeswüsteneï'n;
Mag sich der Thiermensch Kost bereiten,
Von dir des Lebens Fristung leih'n;

Magst du dem Meertyrannen dienen!
Wohl dir! Sei du Despotenknecht!
Nein! Alle diese Dinge schienen
Zum Ruhme mir schon längst zu schlecht. —

Beſcheiden hab' ich mir die Oeden,
Des Sandes Steppen, nur gewählt;
Und wenn nicht Dichter von mir reden,
Hat es an Dank doch nie gefehlt!

Sieh hier! Was wären dieſe Heiden? —
Ein Spiel der Winde ohne mich!
Es müßt' ein frohes Volk ſie meiden,
Wenn der Kultur — wie du — ich wich.

Sieh hier das Feld mit Früchten prangen,
Die ich Ernährerin ihm gab —
Du ſtillſt nur thieriſches Verlangen —
Sie fall'n mit jedem Blatt' mir ab.

So wie die Brotfrucht fernen Zonen
Das giebt, was ihnen nur gebricht,
Geb' ich, den Pfleger zu belohnen,
Ihm Brot und Obdach, Wärm' und Licht.

Dem Vaterlande nur zu dienen,
Verſchmähe fremde Völker ich;
Und Deinen Fluch muß ich jetzt ſühnen,
Bis er von Deinen Hainen wich!

Nicht Nationen zu bekriegen,
Nein, Nachbarn freundlich anzureihn,
Sieh mich als Kahn auf Seen fliegen,
Als Brücke meinen Nacken leihn!

Und, Undankbare! Die dich preisen —
Deckst du nicht ihre Fehler auf,
Wenn sie in wunderbaren Weisen
Bezeichnen der Natur den Lauf?

Was sagen deine lichten Hallen?
Was deiner Kinder Krüppelschaar? —
Ein höhnisch Spottlied hört man schallen,
Was dir ein hoher Hymnus war!

Längst war ich ihnen preis gegeben,
Der Dummheit und des Wahnes Spiel;
Und doch kann ich mich noch erheben
Da schon dein Hain in Staub zerfiel.

Das Hohe trägt den Keim des Lebens
Auch in dem Tode noch in sich;
Das, was nur scheint, das ringt vergebens
Nach neuem Dasein, wenn es wich.

Drum gieb die Krone mir jetzt wieder,
Die dir der edle Bunsen gab,
Und heische ferner keine Lieder —
Tritt mir den Kranz des Preises ab.

W. Pfeil.

2) Das Schnepfen-Treiben.

Geschrieben am Sonntage Oculi.

Horch! welch frohes Geschrei erschallt dort unten im Dorfe!
Ist doch heute kein Fest, und keine Kirchweihe hier!
Was bedeutet die Schaar von muntern lustigen Buben,
Die bei der Linde steh'n, schreiend und klappernd zugleich?
Ist doch Petri vorbei, die Jagd schon lange geschlossen;
Jagt man in diesem Revier auch in der Hegezeit noch?
Doch es öffnet sich jetzt die Thüre des freundlichen Gasthof's,
Wo der Jäger so gern hinter dem Gläschen verweilt,
Und die plaudernden Schützen erscheinen, begleitet von Hunden.
Lauter und lärmender noch tönt nun der Buben Geschrei.
Jetzt besinn' ich mich erst auf die später erwarteten Schnepfen;
Regen und warme Luft lockten sie früher, als sonst,
Aus der Ferne hieher in diese so liebliche Gegend,
Die an zartem Gewürm reichliche Nahrung gewährt.
Schnell erwacht in meiner Brust die schlummernde Sehnsucht
Nach der so oft und so gern früher genossenen Lust.
Stärkeren Schrittes geh' ich hinzu und grüße die Jäger;
Und sie erwiedern den Gruß freundlich, und fragen zugleich:

„Ob meine Zeit nicht erlaube, sie auf die Jagd zu begleiten,
Und an den Schnepfen mein Heil auch zu versuchen, wie sie.“
Lachend sagen sie das, und messen mit schelmischen Blicken
Mein klein Reisegewehr, leicht auf der Schulter und kurz,
Das ich, anstatt des Stock's, auf meinen Wand'rungen trage,
Nicht zu den Freuden der Jagd, doch zur Vertheidigung gut.
Gern verzeih' ich den Spöttern ihr schadenfrohes Gelächter;
Alle freu'n sich darauf, bald einen Pfuscher zu seh'n.
Ich bestärke sie noch in ihrer frohen Vermuthung,
Klagend, es sey mir so schwer, ruhig im Feuer zu seyn.
Jeder macht seinen Witz, und unter muntern Gesprächen
Von Jagd, Hunden, Gewehr, kommen wir endlich zum Wald.
Fröhlich tanzen die Buben den trockenen Rasen hinunter,
Jegliches Jägerherz hüpft hoch vor Erwartung und Lust.
„Stellt nur,“ so hör' ich sie flistern, „den fremden lateinischen Schützen
Recht auf die Seite hinaus, daß er uns keine verpfuscht.“
„Nein,“ sagt der Andre, „man muß ihn vielmehr in die Mitte postiren;
Alle lachen wir dann, wenn er recht albern sich stellt.“
Fast unterliegt mein gekränkter Stolz der schweren Versuchung;
Doch ich fasse mich noch, da schon das Treiben beginnt.

Horch

Horch! schon ruft man von weitem Tiro; schon streicht eine Schnepfe
Dicht an den Spöttern vorbei; aber sie fehlen sie rein.
Bald darauf wieder eine, und so die dritte und vierte.
Alle befinden sich wohl; denn, ach! das Pulver ist krumm.
Nur mir allein kommt keine zum Schuß: schon fehlten sie Alle;
Ich bin der Einzige noch, den seine Hoffnung betrog.
Endlich kommt wieder eine vom untersten Ende des Büsches,
Seitwärts den Schützen herauf. Fünfmal wird sie gefehlt;
Wie sie zuletzt an mir auch vorbei fliegt, krümmt sich der Finger;
Es ist mein Probschuß; doch — stürzet sie todt aus der Luft.
Bravo! rufen die Spötter nun alle; vortrefflich geschossen!
Doch denkt jeder für sich: „das hat der Zufall gethan.“
Schon sind die Treiber uns nah, da flattert tief an der Erde
Noch eine Amsel heraus, und meine Flinte versagt.
Schmerzlich vermiss' ich den linken Lauf meiner Innigge-liebten,
Wenig zu schießen gewohnt mit dem nun einfachen Rohr.
Doch besinn' ich mich bald, und ziehe kräftigen Druckes
Schnell den Hahn zurück; siehe! mein Wagschuß gelingt.
Als mit zerschmettertem Flügel sie nun auf dem Rasen herumhüpft,
Sehn sie verwundert sich an, und wie vom Donner gerührt.
Keiner öffnet den Mund. Es scheint, der lateinische Schütze

Hat sie auf einmal bekehrt; jetzt wird kein Witz mehr gemacht.

Während ich lade, versammeln sie sich und flistern zusammen;
Und nach gehaltenem Rath nahet der eine sich mir,
Bringt mir ein Doppelgewehr, in Frankreichs Hauptstadt verfertigt,
Wie eine Jungfrau geschmückt, glänzend die Schlösser, und neu.
Freundlich spricht er mich an: „Die ganze Jägergesellschaft,
Die Sie versammelt hier sehn, wünschet und bittet gar sehr,
Daß Sie Ihr einfaches Rohr mit diesem Zwilling vertauschen;
Für einen Meister schickt, wahrlich! das Flintchen sich nicht.
Auch erlauben Sie mir, hier neben Ihnen zu bleiben;
Einem Schützen, wie Sie, lad' ich wohl gern das Gewehr."
Angenehm überrascht durch die verbindliche Rede,
Weigr' ich mich lang', es zu thun; doch er bestehet darauf.
Endlich nehm' ich versuchend das schöne Gewehr in die Hände,
Und schon wünsch' ich zu sehn, wie es beim Schießen sich hält.
Während wir plaudern, beginnt schon das zweite glückliche Treiben,

Schon wird die Flinte gespannt und nach dem Zündkraut geseh'n.
Ringsum ertönet der Wald von hellen donnernden Schüssen
Und des treibenden Volks lärmendem, frohem Geschrei.
Sieh! da kommen zwei Schnepfen zugleich, ein liebendes Pärchen.
Franzmann, halte dich gut; zeige jetzt, was du vermagst,
Wenn ein deutscher Jäger dich führt mit nervigen Armen,
Und mit ruhiger Kraft fest an die Wange dich drückt.
Schon sind die Schnepfen mir nah. Es knallt; die vordere flattert
Sterbend herab in den Busch. Eh' sie den Boden erreicht,
Folgt schon die andre ihr nach; vom linken Laufe zerschmettert,
Stürzt sie, im Feuer schon todt, schlaff, wie ein Handschuh, herab.
„Bravo!" rufen die Nachbarn auch jetzt; „vortrefflich geschossen!"
Aber kein einziger denkt: „das hat der Zufall gethan."
Alle schämen sie sich, daß sie dem stattlichen Schützen,
Der so wacker sich hält, neckend zum Besten gehabt.
Manche Schnepfe noch hätte vielleicht mein Zwilling gerädert;
Doch der Himmel ist trüb', und so die Freude gestört.
Immer stärker regnet es jetzt. Wir stecken die Flinten
Tief in den Büchsensack; denn es ist nichts mehr zu thun.

Starken Schrittes gehn wir zurück in den freundlichen Gasthof,
Wo der goldene Saft köstlicher Trauben uns winkt.
Alle sind wir heiter und froh. Bei muntern Gesprächen
Wird auf Dianens Wohl nunmehr manch Gläschen geleert.
Und wie sich endlich der Himmel erheitert, begleiten mich alle
Noch ein weites Stück, bis an die Grenze hinaus.

K. E. Diezel.

3 2044 102 883 915